

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 18mal wöchentlich.
Jahresausgabe:
Unter Kreuzband 13 M. vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abnehmer monatl. 70 P., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 60 P., vierteljährlich 2.10 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatl. 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Befragsgebühr).

Mittelrheinische Zeitung.
Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 20.

Anzeigenpreise:
Die Anzeigensätze im Wiesbadener 20 P.,
Deutschland 30 P., Ausland 40 P.,
Die Restansätze 1.50 M.
Anzeigen-Ausgabe:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Anzeige- und Abonnement: Nr. 120,
Redaktion: Nr. 123; Verlag: Nr. 110.

558 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 1. November 1914.

68. Jahrgang.

Die Ereignisse im Orient.

Der russisch-türkische Krieg.

Wenn man rückwärts die Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei überblickt, so findet man, daß fast regelmäßig alle zwei Jahrzehnte ein Krieg zwischen diesen beiden Mächten entbrannt ist, der damit zu endigen pflegte, daß der Machtbereich des Osmanenreiches in Europa wie in Asien mehr und mehr zusammenschrumpfte. Unter der Fahne der Kultur und des Christentums bekämpften die russischen Bataillone den mohammedanischen Eindringling in Europa, und die Sympathien der Mehrzahl der Mächte standen auf Rußlands Seite.

Das Bild hat sich nun vollkommen geändert, seit die Türkei bis auf einen kleinen Rest aus Europa verdrängt worden ist, seit sie sich selbst vom asiatischen Despotismus befreit und den Anfang gemacht hat, sich zu einem modernen Rechts- und Kulturstaate zu entwickeln. Deutschland und Österreich haben diese Entwicklung mit Wohlwollen verfolgt und tatkräftig gefördert, unseren heutigen Feinden war sie vom Anfang an ein Dorn im Auge. Der Grund dieser abweichenden Beurteilung lag darin, daß wir ohne eigene Eroberungsgelüste eine Erstarlung des türkischen Wirtschaftsgebietes wünschten, während unsere Gegner den Zerfallsprozeß der Türkei fördernden mit der schlecht verhehlten Absicht, vom verwesenden Staatskörper Gebiete loszureißen und sich anzueignen.

Die seit dem letzten russisch-türkischen Kriege verfloßene Friedenszeit hatte sich über das frühere Maß von zwei Jahrzehnten dadurch verlängert, daß Rußland seine Expansion nach dem fernen Osten und nach Persien geleitet hatte. Nach der Niederlage des japanischen Krieges wandte aber die Petersburger Regierung ihren Blick wiederum dem alten, überlieferten Betätigungsfelde auf dem Balkan zu. Selber noch geschwächt und in der Reorganisation seiner Wehrmacht begriffen, schickte Rußland seine Balkanmächtigkeiten vor, und die beiden Kriege führten schließlich zwar zu dem erhofften Ziele einer weiteren Schwächung der Türkei, zugleich stellte sich aber auch die unerwünschte Nebenwirkung ein, daß die Balkanmächte sich mehr und mehr vom russischen Einflusse lösten. Es bestand sogar die Gefahr, daß das letzte Ziel russischer Wünsche, der Besitz Konstantinopels und die Beherrschung der Meerengen, von Bulgarien oder Griechenland den Russen streitig gemacht wurde.

So ist es historisch vollkommen erklärlich, daß Rußland das große Aufwachen in Europa und die Bindung seines früheren Rivalen und uralten Verbündeten England benutzte, um auch die Meerengenfrage einer erwünschten Lösung zuzuführen. Umso mehr, als es sich zur See der Unterstützung Englands und Frankreichs gegen die Türkei sicher wußte, zugleich aber als einzige angrenzende Macht durch sein Landheer die Früchte des Sieges pflücken zu können vermeinte.

Der jetzt zum Ausbruch gekommene Streit lag schon lange in der Luft. Seit Wochen und Monaten verfolgten wir die fortgesetzten teils feinen, teils plumpen Nadelstiche, mit denen Rußland und seine Verbündeten die Pforte befehligten. Eine der am meisten ins Auge springenden, ebenso völkerrechtswidrigen wie rücksichtslosen Handlungen war die Unterschlagung der zwei türkischen Panzerschiffe durch England, nach der unerhörte Vertrauensbruch der als „Reformatoren“ nach Konstantinopel entsandten britischen Offiziere.

Es lag auf der Hand, daß die Pforte sich diese Vergewaltigungen nicht mehr mit der früheren Nachsicht und Demut gefallen ließ, die dem Gefühl der eigenen Schwäche und der Stärke der Gegner entsprangen. Auch den Türken bot der gegenwärtige Krieg einen neuen Vertiefmesser, der es ihnen gestattete, die eigenen Interessen kräftig zu vertreten.

Wohin die Sympathien und Antipathien der Türken im gegenwärtigen Kriege neigten, kam für die politische Beurteilung gar nicht in Frage. Die Türkei verhielt sich neutral. Zugleich aber legte sie das entscheidende Gewicht auf ihre vollkommene Selbstständigkeit. Darum nahm sie für sich das Recht in Anspruch, zwei deutsche Kriegsschiffe, die sich nach dem Kampfe gegen die englisch-französische Uebermacht bei Messina in die Meerengen zurückgezogen hatten, käuflich zu erwerben. Um so mehr fühlte sie sich

dazu berechtigt, als ihr dadurch die Möglichkeit gegeben war, den englischen Schiffsbau zum Teil wenigstens auszugleichen.

Dieser Schiffsbau sowie die völkerrechtlich völlig korrekte Schließung der Meerengen bildeten für Rußland den Vorwand, kriegerisch gegen die Pforte vorzugehen.

Mit einer Unverfrorenheit, die bei der heutigen bedrängten Lage Rußlands ihren Zweck vollkommen verfehlte, machte die zarische Regierung der Pforte Vorschriften über die Bewegungen ihrer eigenen Schiffe an den Ausgängen der Meerengen, und versetzte sich sogar zu der Drohung, daß diese Schiffe, sobald sie türkische Territorialgewässer verlassen, angegriffen und vernichtet werden würden. Rußland nahm sich also heraus, einem neutralen Großstaate die freie Bewegung seiner Kriegsschiffe zu verbieten.

Als nun türkische Schiffe beim Verlassen der Territorialgewässer von russischen Schiffen angegriffen wurden, mußte die Türkei darin den Kriegsbeginn erblicken. Die moskowitzische Politik erntete nur, was sie gesät und gepflügt hat. Ob Rußlands allerdings in der Lage ist, seiner Politik der untrüglichen Nadelstiche die entsprechenden Keulenschläge zu Wasser und zu Lande folgen zu lassen, bleibt abzuwarten.

Deutschland hat bisher auf dem Balkan beruhigend eingewirkt. Unser ganzes Streben ging nur dahin, ein Abschwanken der Neutralen auf die Seite unserer Feinde zu verhindern. Jetzt heißen wir den Feind unserer Feinde als Freund und Waffengenossen willkommen.

Die tatsächlichen Vorgänge wollen wir noch einmal feststellen; sie sind kurz die folgenden:

Russische Torpedoboote versuchten am 20. Oktober die Ausfahrt der türkischen Flotte ins Schwarze Meer zu hindern. Darauf eröffneten die türkischen Schiffe das Feuer und brachten zwei russische Fahrzeuge zum Sinken. Türkische Schiffe bombardierten dann kurze Zeit den russischen Hafen Theodosia und schossen am folgenden Tage Sebastopol in Brand.

Es verlautet, daß Rußlands Verbündete Frankreich und England die notwendigen maritimen Maßregeln ergreifen, um Rumänien, Griechenland und Bulgarien zu einer Stellungnahme für oder wider zu zwingen. Ob und welchen Erfolg sie damit haben werden, bleibt abzuwarten.

Die großen türkischen Erfolge.

Berlin, 31. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

Ueber das Bombardement von Sebastopol und Odessa berichtet das „V. T.“ folgende Einzelheiten: Die türkische Flotte hat in Verfolgung der verstreuten russischen Flotte Sebastopol erfolgreich bombardiert.

Im Hafen von Noworossisk wurden 50 Petroleumreservoirs in Brand geschossen, 14 Militärtransportschiffe in Grund gebohrt sowie mehrere Getreidespeicher und die radiotelegraphische Station zerstört.

Die türkische Flotte hat ferner Odessa bombardiert, dort einen russischen Kreuzer in den Grund gebohrt und einen anderen schwer beschädigt. Wahrscheinlich ist auch dieser Kreuzer gesunken. Fünf andere Transportschiffe sind schwer beschädigt worden. Ein Schiff der russischen freiwilligen Hilfsflotte ist gleichfalls gesunken. Auch in Odessa sind 5 Petroleumreservoirs in Brand geschossen worden.

Die Russen haben in Odessa und Sebastopol auf das Bombardement der türkischen Schiffe mit Artilleriefeuer geantwortet. Nach den Aussagen gefangener Matrosen sowie aus der Anwesenheit eines in Grund geschossenen Minenlegers bei der russischen Flotte vor dem Bosporus geht hervor, daß die russische Flotte beabsichtigt, den Eingang des Bosporus durch Minen zu sperren und die türkische Flotte zu zersprengen, indem man im Schwarzen Meer befindliche Schiffe von dem Flottenteil im Marmarameer abtrennte. Gegenüber diesem unerwarteten Angriff, nach welchem anzunehmen war, daß die Russen die Feindselig-

keiten ohne vorhergehende Kriegserklärung eröffnen würden, nahm die türkische Flotte die Verfolgung der russischen auf und zersprengte sie.

Vollkommene Ordnung in Konstantinopel.

Konstantinopel, 31. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

In der Stadt herrscht vollkommene Ordnung. Die Ereignisse im Schwarzen Meer sind noch nicht allgemein bekannt geworden, da infolge des Beiramsfestes die Zeitungen nicht erschienen. Nur in den Klubs und politischen Zirkeln werden die Vorgänge lebhaft besprochen. Wie es heißt, haben die Völkshäuser der Triple-Entente bereits ihre Pässe verlangt und werden heute abreisen.

Rom, 31. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Die „Agenzia Stefani“ meldet: Nachdem die Türkei die Feindseligkeiten gegen Rußland eröffnet hat, hat die russische Regierung ihre Konsuln angewiesen, die Türkei zu verlassen und den Schutz der Russen in Italien zu übertragen. Der russische Botschafter wurde angewiesen, Konstantinopel zu verlassen. Rußland wird den türkischen Untertanen in Rußland gegenüber dieselbe Haltung wie die Türkei gegenüber den russischen Untertanen einnehmen.

London, 31. Okt. (Eig. Tel. Gr. Bln.)

Ein Communiqué der englischen Regierung, das bereits am 27. Oktober von Reuters veröffentlicht wurde, beweist, daß England den festen Entschluß zum Kriege gegen die Türkei hatte. Das Communiqué lautet: Die Regierungen der Ententemächte haben bekanntlich einen Vorschlag der Türkei abgelehnt, da man hinter ihm Deutschland vermutete. Die Lage ist heute davor, daß ein kleiner Zwischenfall sowohl in Asien als auch im Schwarzen Meer genügt, um das feindliche Verhältnis im Osten zu entzünden. Die Regierungen der Ententemächte sind entschlossen, die bis zum Neukerken gespannte Situation in kürzester Zeit zur Entscheidung zu bringen. (Das wünschen wir ja auch. Schriftl.)

Die Stimmung in Rom.

Rom, 31. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

Die Nachricht vom Vorschlagen der Türkei rief hier großen Eindruck hervor, obwohl eine solche Aktion für früher oder später erwartet wurde. Das „Giornale de Italia“ hält eine sofortige englische Aktion gegen die Dardanellen für wahrscheinlich.

Rom, 31. Okt. (Eig. Tel. Gr. Bln.)

Der Kriegsbeginn im Schwarzen Meer hat hier wie eine Bombe eingeschlagen. „Tribuna“ sagt, daß sich die Türkei sichtlich längere Zeit auf ein Eingreifen in den Kampf an der Seite der Zentralmächte vorbereitet habe. Das Blatt erwartet davon keine entscheidende Wirkung, weil die türkischen Truppen weder den jüdischen noch den westlichen Kriegsschauplatz erreichen können. (Was auch weder beabsichtigt noch nötig ist. Schriftl.), und weil die Wirkung auf die muslimanische Welt schwerlich den deutschen Erwartungen entsprechen werde. Der Nutzen für Deutschland und Österreich werde sich also auf die Festlegung einer gewissen Truppenmenge Rußlands am Schwarzen Meer und Englands in Ägypten beschränken. Eine unberechenbare Wirkung dagegen könne das Vorgehen der Türkei auf dem Balkan haben, wo das auf des Messers Schneide ruhende Gleichgewicht leicht gestört werde und den Eintritt bisher unentschiedener Faktoren in den Kampf herbeiführen könnte.

„Giornale d'Italia“ glaubt, der „Voss. Ztg.“ zufolge, daß das Eingreifen der Türkei noch bedeutungsvoller sein könne, wenn Bulgarien gemeinsame Sache mit der Türkei macht, um Rumänien, Serbien und Griechenland in Schach zu stellen.

Zeitweise Sperrung der italienischen Kriegshäfen.

Konstantinopel, 31. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Der italienische Marineminister teilte dem türkischen Marineminister mit, daß fremde Kriegsschiffe in die Häfen

Spezia, Tarent, Brindisi, Venedig, Maddalena nur am Tage einfahren dürfen, und daß sie die italienischen Behörden durch Bunkerspruch von der Abfahrt in Kenntnis setzen müssen, um sich einschleppen zu lassen.

Die Stimmung in Griechenland.

Athen, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

Die Zeitung „Eftia“ meint, daß die türkische Aktion auf das Vordringen der deutschen Offiziere und des deutschen Botschafters in Konstantinopel erfolgte, wodurch die nach der Ansicht des Blattes ungünstige Kriegslage Deutschlands auf beiden Fronten verbessert werden soll. Das Blatt fährt fort, daß die Türkei ihren ganzen Bestand auf Spiel setze ohne einen absehbaren Nutzen und nur um Deutschlands willen, und da der Ausgang dieses Krieges abenteuerlich nicht zweifelhaft sein könne, müsse man sich fragen, ob die übrigen Balkanstaaten, vor allem Bulgarien, nunmehr ihre bisherige neutrale Haltung beibehalten würden, oder ob sich der Krieg auf den Balkan ausdehnen werde. Das Blatt glaubt, die Aussichten dafür, daß Bulgarien auch ferner ruhig bleibe, seien sehr gering einzuschätzen, und erklärt sodann, Griechenland werde auf keinen Fall teilnahmslos bleiben, wenn Serbien oder Rumänien angegriffen würden. (Griechenland ist durch die Botschaften unserer Feinde unterrichtet. Deshalb darf man hierzu sagen: „Verr vergib ihm, denn es weiß nicht, was es tut!“ Schriftl.)

Beduineneinfall in Ägypten?

Athen, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

Nach hier vorliegenden Meldungen sind 3000 Beduinen, angeblich unter Führung deutscher Offiziere, über den Suezkanal in Ägypten eingefallen. (Fr. Bg.)

Bulgariens Zusammengehen mit der Türkei.

Wien, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

Wie aus Sofia berichtet wird, hat sich der Sekretär König Ferdinands von Bulgarien zu Konferenzen mit dem Großwesir, dem Kriegs- und dem Marine-Minister nach Konstantinopel begeben. Das halbamtliche Sofiaer „Echo de Bulgarie“ schreibt: Die Beziehungen zwischen Bulgarien und der Türkei sind ungeschwächt gut, ja ganz ausgezeichnet. Kein Fremder hat das Recht, sich darüber unwillig zu zeigen. Die Kriegsergebnisse der Jahre 1912/1913 waren für Bulgarien und die Türkei eine heilsame Lehre.

General Dimitriew kehrt nach Bulgarien zurück.

Sofia, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

General Radko Dimitriew, der frühere Befehlshaber in Petersburg, der bei Kriegsausbruch in russische Dienste trat, hat nach seinem Mißerfolg vor Przemyśl das Kommando des 8. russischen Armeekorps abgegeben und seinen Austritt aus dem russischen Heer erklärt. Dimitriew befindet sich angeblich bereits auf dem Wege nach Bulgarien. (Das Ausscheiden des Generals Dimitriew aus dem russischen Heere und seine Rückkehr nach Bulgarien dürfte auf größere Ursachen als auf den erfolglosen Sturm auf Przemyśl zurückzuführen sein. Die nächsten Tage müssen darüber Aufklärung bringen. Schriftl.)

Allgemeine Mobilisierung in China?

Wien, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

Nach Konstantinopeler Meldungen soll eine Art allgemeiner Mobilisierung in China bevorstehen. Eine Kommission unter Yuan-shikais Vorsitz ist zur Fertigstellung der Mobilisierungs-Vorschriften zusammengetreten.

Amerikanische Truppen in China.

London, 31. Okt. (Tel. Indirekt. Str. Bf.).

Die „Daily News“ meldet, nach einer Depesche der „Fr. Bg.“, aus Washington: Wir vernehmen, daß Amerika Truppen von den Philippinen-Inseln nach China zur Ueberwachung der Peking-Mukden-Eisenbahn senden wird. Amerika ist Signatormacht für die chinesische Neutralität in Hinsicht auf diese Eisenbahn. Die

englisch-französischen Schutztruppen für diese Eisenbahn sind zurückgezogen worden und das ist der Grund dafür, daß nun amerikanische Truppen dorthin gesandt werden.

Verlust eines englischen Unterseebootes in Tsingtau.

Aristiania, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

Aus Shanghai wird über London vom 31. Oktober gemeldet: 61 Kombattanten, Mannschaften des „S. 90“, das nach seinem Ausbruch aus Tsingtau auf Grund gesunken und in die Luft gesprengt worden war, sind in Tsingtau interniert worden. (Mit S werden englische Unterseeboote bezeichnet, über die bisher nur bekannt ist, daß sie etwa 18 Seemeilen über Wasser laufen. Bisher hatte man von dem Verlust des „S. 90“ noch nichts erfahren. Es scheint, als ob dies Unterseeboot bei Kriegsausbruch im Hafen von Tsingtau gelegen und versucht habe, auszubringen, wobei es auf Grund geriet. Schriftl.)

Schwierigkeiten Frankreichs in Algier.

Köln, 31. Okt. (Fig. Tel. Str. Bf.).

Nach einer Meldung der „Arlésischen Zeitung“ waren dem Madrider „Imparcial“ zufolge die jüngsten Ereignisse in Algier ziemlich erschwerter Natur. In der Ortschaft Beni-gasen weigerten sich die Eingeborenen, der Verfügung Frankreichs, wonach alle Mauren vom 19. bis 45. Jahre einzuberufen sind, nachzukommen. Die Gendarmen, die die Rekruten gewaltsam anschieben wollten, wurden erschossen und ihre Leichen zerstückelt. Als eine Zusammenrottung von 3000 Eingeborenen stattfand, wurde französische Artillerie und Kavallerie entsandt, um den Tod der Gendarmen zu rächen. Die Zensur verhindert Mitteilungen über ihr Eingreifen. (Wenn die französische Zensur die Mitteilungen über das Eingreifen verhindert, muß es nicht gut abgelaufen sein. Schriftl.)

Die große Schlacht an der Küste.

Paris, 31. Okt. (Tel. Str. Bf.).

Ueber die Kriegslage wird von gestern Abend 11 Uhr amtlich gemeldet:

Aus Belgien wissen die letzten Nachrichten aus der Gegend Neuport-Dixmuiden nichts neues zu melden. Auf unserer linken Flanke unternahm der Feind heftige Angriffe gegen die Front der britischen Truppen und auf beiden Ufern des Kanals bei La Bassée, ohne nennenswerte Erfolge (Aber doch Erfolge, also! Schriftl.) zu erzielen. Seine Tätigkeit richtet sich wieder der Gegend von Reims und Haute-Meuse, südlich Fresne, zu.

Amtl. Bericht der österreichischen Heeresleitung.

Für Oesterreich wird amtlich verlautbart vom 31. Oktober mittags: Nächst der galizisch-bukowinischen Grenze nördlich Ruty wurde gestern eine russische Kolonne aller Waffen geschlagen. In Mittel-Galizien behaupten unsere Truppen die gewonnenen Stellungen nördlich Turka, bei Stary-Sambor, östlich Przemyśl und am unteren San. Mehrere feindliche Angriffe im Raume von Nisko wurden abgewiesen. Dort sowohl wie auch bei Skole und Stary-Sambor wurden hunderte von Russen gefangen. Die Operationen in Russisch-Polen verliefen auch gestern ohne Kampf.

Der stellvertretende Chef des Generalstabes.
v. Höfer, Generalmajor.

Eine neue Verwicklung?

An der südlichen Grenze des Adriatischen Meeres, vor dem Eingange zur Bucht von Valona, liegt auf der Hälfte

zwischen dem 40. und 41. Grade nördlicher Breite die Insel Saseno. Die Karten geben diese Insel als griechischen Besitz an; nicht nur die älteren, sondern auch die neuesten vom Staate Albanien. Brodhaus behauptet allerdings, die Insel sei nicht in griechischem Besitze, sondern habe zum früheren türkischen Vilajet Janina gehört. Wenn dies stimmt, so würde sie heute allerdings zu Albanien gehören, und die weiter unten stehende Drahtmeldung von ihrer Besetzung durch italienische Truppen hätte keine größere Bedeutung als die Besetzung von Valona selbst. Der im allgemeinen sehr zuverlässige Andreische Handallas gibt aber an, daß Saseno griechischer Besitz sei. Sollte nun diese Angabe richtig sein, so müßte man befürchten, daß hier die Quelle zu einem ersten italienisch-griechischen Streifzuge zu suchen sei. Freilich liegt es im Bereiche der Möglichkeit, daß zwischen Griechenland und Italien Verhandlungen stattgefunden haben, auf Grund deren Griechenland gegen Zugeständnisse über die Festsetzung der Grenze des von griechischen Truppen besetzten nördlichen Epirus auf Saseno zu Italiens Gunsten Verzicht geleistet habe. Denn wenn die Ansprüche der Griechen nicht bis zur Bucht von Valona gehen, hat die Insel für sie keinen Zweck. Bis jetzt hat man von solchen Verhandlungen oder Abmachungen aber noch nichts gehört. Nun weiß man allerdings auch noch nicht genau, welche Absichten die Türkei auf Albanien hat. Sollte sie etwa wirklich mit dem ihr in der Presse zugeschriebenen Gedanken umgehen, Albanien als türkischen Besitz oder als ungeteilten selbständigen Staat unter der Herrschaft eines Fürsten türkischer Herkunft zu beanspruchen, dann wäre es nicht ausgeschlossen, daß Griechenland und Italien ein Abkommen zur Aufteilung Albaniens unter sich getroffen hätten und entschlossen wären, gemeinsam den neuen Besitz gegen etwaige Ansprüche der Türkei zu verteidigen. Würde dies letztere zutreffen, so könnten Italien und Griechenland mit in den Weltkrieg gezogen werden. Hätten sie aber eine Meinungsverschiedenheit unter sich auszuweisen, so darf man zuversichtlich erwarten, daß der Streit „lokalisiert“ bleiben werde. Die Großmächte Europas werden in ihrer derzeitigen Lage kaum große Lust verspüren, sich in die Angelegenheit einzumischen. Die Drahtmeldung, welche so verschiedenartige Mutmaßungen und Folgerungen veranlaßt, hat folgenden Wortlaut:

Rom, 31. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tel.).

Die Agenzia Stefani meldet: Heute Vormittag hat die Besetzung der Insel Saseno stattgefunden. Admiral Patris telegraphiert, daß er in Baiba (?) und St. Nicola (?) eine Batterie und die dritte Kompanie eines Landbataillons ausgeschifft habe.

Admiral Fisher erster englischer Seelord.

Ein Reuters-Telegramm meldet aus London: Admiral Lord Fisher wurde als Erster Seelord an Stelle des Prinzen Louis von Battenberg ernannt.

Anfall eines englischen Hospitalschiffes.

London, 31. Okt. (W. B. Nichtamt.).

Das Hospitalschiff „Ghilla“, das sich auf der Fahrt von Queensferry nach Belfast befand, um Verwundete heimzubringen, ist bei Whitby während eines Sturms auf eine Klippe getrieben worden. Vier Leichen wurden ans Ufer gespült. Rettungsboote brachten unter den größten Schwierigkeiten zwei Bootsloadungen vom Board. Weitere Versuche wurden ausgegeben. Alle Frauen konnten gerettet werden, 50 bis 80 Menschen halten sich noch am Schiff fest, das von den Wellen überströmt wird. Das Hinterteil ist abgebrochen.

Die deutschen Kriegslisten.

Nach Ansicht unserer verbündeten Feinde haben die Deutschen alle ihre bisherigen Erfolge zu Wasser und zu Lande eigentlich nur ihren verwerflichen Kriegslisten zu

Zum Allerheiligenfest. *)

Die Glocke ruft am Allerheiligentage,
Als ob ein Herz in ihrem Busen läge,
Mit dumpfem Ton uns zu: Gedenkt der Toten!
Gedenkt Aller, die mit bleichen Wangen,
Euch sind voraus ins Schattenreich gegangen,
Geführt von Engeln, als von Gottes Voten.

Wallfahrt hin mit frischen Blumenkränzen,
Drauf hell wie Tau die Tränenperlen glänzen,
Und schmückt die Totenhügel, daß sie prangen,
Als sei nach Gottes mächtigem Gebote
Der Frühling auferstanden von dem Tode,
Und blütenstreuend drüber hingegangen.

Hell zündet auf dem tiefen Grabesdunkel
Die Opferkerzen an, wie Sterngefunke!
In stiller Nacht am Himmel ist entzündet,
Das, leuchtend uns hin durch die Völkensichte,
Trostreich mit seinem strahlend hellen Lichte
Des Morgens Auferstehung vorverkündet.

Aniet betend nieder, wo im Friedenschafen,
Die Heimgegangenen, müden Pilger schlafen,
Bis Gott sie weckt im Ostermorgenglanze;
Blickt auf zum Herrn, der bald auch euch wird rufen
An seines Thrones unerforschte Stufen,
Das Haupt geschmückt mit lichte Strahlentranze.

Und wenn ihr weinend steht am dunklen Hügel,
Und euer Geist auf des Gebetes Flügel
Hinauf sich schwingt, wo Gottes Palmen wehn,
Dann werden auch die stillen Grabestiefen,
Die Geister der Verstorbenen, die dort schliefen,
In euren Herzen freudig auferstehen.

*) Diese Dichtung veröffentlichte der „Rheinische Anzeiger“ am Allerheiligenfest 1870. Auf Wunsch unterbreiten wir sie heute, nach 44 Jahren; erneut zum treuen Gedächtnis unserer auf fremder Erde im Dienste für das deutsche Vaterland gefallenen Helden und zum Troste für die Hinterbliebenen der Dessenlichkeit. Schriftl.

Doch viele Tausend hör ich weinend fragen:
„Wo ist das Grab, darauf wir Kränze tragen,
„Daran wir knien möchten, um zu beten?“
„Die wir verloren — sind im fremden Lande,
„Vom Feind erschlagen und verscharrt im Sande,
„Von Mordeshuf zerstampft und wild zertritten.“

„Im Kriegsgebrause sind sie still verschieden,
„Der Himmel nur hat sie mit seinem Frieden,
„Die Nacht nur zugebedt mit ihren Schatten;
„Vielleicht hat nicht einmal ein Kampfgenosse,
„Im Augenblicke feindlicher Geschosse,
„Bermocht sie leicht im Boden zu bestatten!“

„Wir konnten sie in ihrem Schmerz nicht pflegen,
„Auf ihre Wunden keinen Balsam legen,
„Und ihre trockenen Rippen nicht betäuben!
„Wir konnten nicht — wie hätten wir so gerne
„Sie heimgeholt aus weiter, weiter Ferne
„Um einmal ihnen noch ins Aug zu schauen.“

„In ihrem Antlitze konnten wir nicht lesen,
„Was ihres Herzens letzter Wunsch gewesen,
„Um die Erfüllung ihnen darzubieten!
„Wir konnten ihre Hände nicht mehr drücken,
„Selbst ihre Gräber können wir nicht schmücken,
„O Gott, — allein, — allein sind sie verschieden!“

Ihr klagt und weint, doch in des Himmels Hallen
Sehn wir sie wandeln, die im Kampf gefallen,
Und glanzgeschmückt am Throne Gottes stehen!
Drum sucht hienieden nicht in ird'schen Räumen
Die dunklen Gräber, wo die Helden träumen
Vom Auferstehungstag und Wiedersehen.

Treu haben sie dem Vaterland ihr Leben,
Wie einen Rosenkranz der Braut gegeben,
Damit es herrlich soll vor allen glänzen,
Drum haben jubelnd wir und mit Frohlocken
Der tapfern Helden blutbesprenge Locken
Geschmückt mit Lorbeer und mit Eisenkränzen!

Und Gott rief sie aus tiefem Grabesdunkel
Hinauf, wo überm lichte Sterngefunke!

Die selgen Geister der Entschlafenen wohnen,
Daß sie alldort der Vorzeit deutschen Helden
Die Siegestaten ihrer Söhne melden,
Die sich geschmückt wie sie mit Ruhmeskronen.

Drum laßt das Weinen! Durch das Grabgelaute
Klingt hell hindurch das Osterlied der Freude:
Daß Not und Tod ist siegreich überwunden!
Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum goldenen Frieden!
Er sei uns bald durch deine Hand beschieden,
Die wir lobpreisen, Herr, in allen Stunden!

W. Reim.

Wieder gesund! — Hurra ins Feld! *)

Nun gebt die Waffen mir in Eil!
Der Kerl ist wieder gesund und heil,
Vernarbt die Wunde von gestern.

Die Ehrennarbe — wie sie beglückt! —
Habt Dank, daß ihr mich heil geflickt,
Herr Doktor und edle Schwestern!

Jetzt aber laßt mich wieder frei!
Im Traum hör' nachts ich Hurra'schrei
Und der Kanonen Brüllen.

Macht schnell — schreibt wieder mich gesund,
Entlastet zur Truppe mich zur Stund,
Mein Sehnen dort zu stillen.

*) Dieses Gedicht, das auf Anregung unseres Wiesbadener Ehrenbürgers, Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Fritz Kalle, verfaßt und von ihm den in Frage kommenden Behörden zur Verbreitung empfohlen wurde, dürfte wohl das in diesem Heftzuge unter den Soldaten am meisten verbreitete sein. Nach dem Vorbilde des Herrn Oberpräsidenten von Hessen-Rhodo nahmen sich auch andere Oberpräsidenten der Sache an und überwießen fortgesetzt große Mengen von Einzeldrucken den Provinzial-Organisationen zur Verteilung an die Lazarette.



Ehren-Tafel

Rittmeister Herz, Oberamtmann in Alarntal, hat das Eisene Kreuz erhalten.

Gefreiter der Res. H. Mayer vom Inf.-Reg. Nr. 87, Sohn des Wehrgemeindeführers H. Mayer, Schwalbacherstr. 2, hierseits, ist mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden.

Vom Wiesbadener Männerturnverein, der 150 seiner Mitglieder ins Feld hat ziehen lassen, sind bis jetzt mit dem Eisernen Kreuz folgende sechs Mitglieder ausgezeichnet worden: Unteroffizier Fritz Ernst von der zehnten Kompanie des Infanterieregiments Nr. 87, Unteroffizier Heinrich Brand von der fünften Kompanie des niederländ. Infanterieregiments Nr. 134, Stabsarzt Dr. Geisler vom dritten Bataillon des Infanterieregiments Nr. 80, Gefreiter Arno Müller von der vierten Kompanie des Ersatzbataillons der 6. Garde-Infanteriebrigade, Unteroffizier Otto Weibold von der sechsten Kompanie des Infanterieregiments Nr. 80 (der Sieger im Zwölfkampf beim 100 Meter-Lauf auf dem Leipziger Turnfest) und Gefreiter Arno Weichensfelder von der dritten Kompanie des Infanterieregiments Nr. 80.

Dem Musikföhrer Johannes Kunger im Infanterieregiment Nr. 87, Sohn des Ritters Eduard Kunger in Nidesheim, wurde für hervorragende Tapferkeit bei Patrouillengängen und bei der Bewachung der Regimentskassette, die vom feindlichen Feuer in einer Schlacht arg bedroht war, das Eisene Kreuz verliehen. Kunger liegt zurzeit als Verwundeter im Nidesheimer Krankenhaus.

Aus Frankreich sandte der Reservist Gefreiter Sally Goldschmidt aus Idstein der „Dtsch. Zig.“ folgende Zeilen: „... 18. Okt. Heute wurde mir eine große Ehre zuteil. Aus der Hand Kaiser Wilhelms wurde mir mit noch drei Kameraden für drei wichtige Patrouillengänge, wobei wir den Feind zu fassen bekamen, das Eisene Kreuz verliehen. Gleichzeitig wurde ich als Patrouillenföhrer befördert. Grüßen Sie bitte alle Idsteiner. Mit Gott für Kaiser und Reich.“ — Auch dem Draconer Herrn Grünbaum aus Idstein, der leider leicht verwundet in französische Gefangenschaft geraten ist, wurde, wie den Eltern durch den Quartiermeister der Eskadron mitgeteilt wurde, für seine Tapferkeit das Eisene Kreuz verliehen.

ver danken. Mit den „Brummern“ fing die Geschichte an. Zuerst hieß es, daß sie in Wirklichkeit garnicht existierten, sondern deutscherseits nur vorgetäuscht würden. Dann gab es fabelhafte Berichte über ihre Tragweite und Treffsicherheit. Und schließlich fand man überall Betonbänke in Häusern bei belgischen und französischen Festungen, die schon vor Monaten und Jahren angelegt sein sollten, um die Brummer sofort und leicht in Stellung bringen zu können. Viel schlimmer aber sind die deutschen Kriegskisten zur See. Die gefährlichen deutschen Unterseeboote sollen sich nur im Schutze angeblich neutraler Handelschiffe an feindliche Kriegsschiffe herantrauen. Unerklärliche Minenfelder sollen von äußerlich unschuldigen Fischerbooten angelegt sein. Torpedoboote und kleine Kreuzer haben die Freiheit gehabt, die russische Ostseeflotte unter Verheimlichung großer, im Hinterhalt liegender deutscher Kriegsschiffe zum Auslaufen zu verleiten. Der kleine Kreuzer „Guden“, diese Ausgeburt deutscher Hinterlist zur See, ändert jeden Augenblick seinen Anstrich und hat es neuerdings nicht einmal verschmäht, sich täuschend einen vierten Schornstein zuzulegen, um ahnungslose russische und französische Kriegsschiffe zu täuschen und mit Erfolg zu torpedieren. Das Tollste vom Tollen aber hat sich die deutsche Marine offenbar in der verwerflichen Täuschung der Gegner dadurch geleistet, daß sie die Seebunde der Nordsee darauf dressiert hat, ihr rundes Maul so aus den Kluten zu heben, daß feindewährte englische Kriegsschiffe sie für Periscope deutscher Unterseeboote halten und unter mörderischem Feuer nehmen. Nachdem eines dieser armen klugen Tiere kürzlich bei seinem Kunststück abgefaßt und durch einige wohlgezielte Treffer zur Strecke gebracht ist, darf sich die stolze englische Flotte wohl der begründeten Hoffnung hingeben, den dressierten Viehchern derartige Kunststücke zu haben, daß sie es ablehnen, den deutschen Seeinteressen weiterhin zu dienen!

Das Lotterleben mag ich nicht;
Mich ruft ins Feld die heil'ge Pflicht,
Ins Feld zu den Kam'raden.
Wie wächst im Feld des Mannes Wert!
Weil er zum Schutz für Heim und Herd
Sein gut' Gewehr darf laden.

Der Siegesglocken Feierklang
Erweckt in mir den Vorwurf bang:
„Bist nicht dabei gewesen!“ —
Fort jetzt von Belt und Lazarett!
Mich lüftet's nicht nach Friedensseft,
Habt Dank — ich bin genesen!

Auf, Kameraden, macht jetzt Plaz,
Dum Schlachtfeld kommt für euch Ersaz.
An wundenmatten Helden.
Marß — marß, der Kaiser wartet schon!
Wir müssen uns zu Sieg und Lohn
Gesund zur Stelle melden.

„In der Heimat gibt's ein Wiedersehn ...“
So woll'n wir singend zum Siege gehn,
Zu Deutschlands Ruh und Frommen.

Kam'raden! Tritt gefaßt und stramm!
Achtung! — Jetzt kommt der alte Stamm —
Des Kaisers Gesundete kommen!

Bernhard Großhans-Wiesbaden.

Der große Krieg.

Roman von Poths-Wegner.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am Morgen des 29. Oktober besahen die deutschen Truppen die gewaltige, vorher noch nie eingenommene Festung, wobei drei Marschälle, 70 Generale über 4000

Am Verdun.

Von einem unserer militärischen Mitarbeiter wird uns geschrieben:

(3.) Bei der großen Vordrängung des deutschen Heeres in den ersten Tagen des September bildete die Armee des deutschen Kronprinzen den linken Flügel und zugleich den Drehpunkt. Dieser war im Annamich gegen die Festung Verdun anzunehmen und wurde hier durch die starken Befestigungen, die bedeutende Armeeteile bargen, festgehalten, sodas sie an dem schnellen Vormarsch der rechts liegenden vier Armeen nicht teilnehmen konnte. Sie hielt also auch im allgemeinen fest an ihrer derzeitigen Lage, als sich die Kämpfe an der Marne und südlich abspielten, und bildete auch den unverrückbaren Pol, als die große Gegenoffensive Joffres zur Einnahme der festen Stellung hinter der Aisne nötigte. Das war am 9. September, Am 10. September hörten wir, daß die Armee des Kronprinzen die dortige feindliche Stellung südwestlich Verdun genommen hatte und daß Teile der Armee die südlich gelegenen Sperrforts angriffen, während die Forts der Festung — nicht zu verwechseln mit den Sperrforts — durch schwere Artillerie beschossen wurden.

Hiermit begann also die Belagerung dieses sehr starken und wichtigsten Punktes der besetzten Ostfront, zugleich des nördlichen Flügelpunktes der starken Maasfront.

Man begnügte sich nicht damit, die Forts der Festung allein anzugreifen, sondern erkannte sogleich sehr richtig, daß Verdun allein in bezugwies, nur eine halbe Tat sei, da es ja eben lediglich ein Glied in der Kette der Maasbefestigungen sei. So dehnte man also sehr bald den Angriffspunkt auf die Sperrfortslinie zwischen Verdun und Toul aus und gab dem Stos die Richtung auf das bedeutendste Fort, auf St. Mihiel. Es war die Armee des Kronprinzen von Bayern, der diese schwierige Aufgabe übertragen wurde und die sie in kürzester Zeit glänzend löste. Bereits am 23. September wurde das Feuer aus schwerem Geschütz gegen die Sperrforts Troyon, Des Paroisses, Camp des Romains und Bonville mit sichtbarem Erfolge eröffnet und heftige Angriffe aus Verdun, über die Maas und aus Toul abgewiesen. Man ersehnt, der Feind war zu einer sehr aktiven Verteidigung entschlossen, bevor er sich den effernen Ring um den Feß legen ließ.

Am 25. September fiel das Fort Camp des Romains, und diese Heldentat der Bayern öffnete die für unbewundlich geltende Maaslinie. Da diese Feste nichts weiter ist als die Zitadelle von St. Mihiel, gelangte auch dieser wichtige Strakennotenpunkt in deutschen Besitz. Zwei Tage später stellten die südlich der Festung gelegenen Sperrforts ihr Feuer ein.

Aber der Uebergang über die Maas war hierdurch noch nicht offen! Das linke Flankfeuer wird befestigt von einem ansehnlichen Höhenzuge, den die Franzosen durch Anlage von übereinander liegenden Schützengraben zu Etagefeuer hergerichtet hatten und stark besetzt hielten. Sie erkannten sehr richtig, welche Gefahr ihrer langen Front an der Aisne drohte, wenn dem Feinde der Durchbruch hier gelänge. Wir hörten dann noch hier und dort von Ausfällen, die sowohl aus der Festung selbst wie aus Toul heraus — so unlangst gegen Thiancourt — unternommen, aber jämmerlich abgeschlagen wurden.

Somit blieb es hier ziemlich still, wenigstens für uns Fernstehenden; das Interesse konzentrierte sich eben völlig auf die Ergebnisse des großen französischen Umgehungsversuches, auf Antwerpen, später auf die Operationen, die zum Kampf an der Aisne führten.

Da fiel am 10. Oktober Antwerpen, und man hatte das Gefühl, daß nunmehr starke Artillerie, vielleicht auch die berühmten 42 Zentimeter-Mörser frei würden zu anderweitiger Verwendung. Ihr Ziel konnte Verdun sein. Hiermit löste die Bewegung der hiesigen Feste in ein etwas schnelleres Tempo kommen. Man spürt beim Feinde sehr richtig das Bedrohliche der Lage, und die rührige, gewiß sehr starke Befestigung von Toul raffte sich am 28. Oktober nochmals zu einem energischen Vorstoß in das Boevregebiet auf. Es ist dies ein Gegenstoß zu dem Angriff auf Thiancourt; beide richteten sich gegen die wichtige Verbindung Verdun-Metz; die Absicht ist klar und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Wir warfen den Feind und drangen in dessen Hauptstellung ein — das ist wertvoll; denn aus der Selbstbefestigung heraus kamen immer diese Befestigungen. Der betreffende Passus der amtlichen Meldung bezeichnet nicht näher das Gebiet, in welchem dieser Kampf stattfand, so daß es zweifelhaft erscheinen möchte, ob es sich etwa um einen Ausfall aus der Festung gehandelt haben möchte. Wir möchten diese Frage verneinen und halten an unserer obigen Darstellung fest! Es war ein erneuter Entsatz

Offiziere und 173 000 Mannschaften, ein ungeheures Kriegsmaterial zurücklassend, die Waffen strecken und als Kriegsgefangene nach Deutschland abgeführt wurden. Ein Ereignis von einer Größe, wie es ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte ist.

Die Katastrophe von Metz rief in ganz Frankreich ebenso große Bestürzung als Erbitterung hervor, vor allem in Paris, wo man, obgleich nachgewiesen war, daß sich Metz wegen Mangel an Lebensmitteln, sowie wegen einer Gärung in der Stadt nicht länger halten können, sofort wieder über Verrat schrie, und in einer Proklamation der Regierungsdlegation in Tours wurde Bazaine sogar schonungslos als Verräter gebrandmarkt. Aber auch die Mitglieder der Regierung der nationalen Verteidigung, sowie die Generale Trochu und Le Douart wurden jetzt von der der Kommune vorbereitenden Presse als Verräter bezeichnet. So schrieb Manant in seinem Blatte: „La patrie en danger! Die Auflösung und der Tod arbeiten in unseren Eingeweiden; diese lächerliche Regierung der nationalen Verteidigung ist nichts als eine schwache Fortsetzung des Bonapartismus; sie hat die ungeheuren Kräfte des Entzusehismus und der Hingebung elend vergeudet. Was heute aber noch mächtiger ist in Paris, als Trochu, der Promme und Réarrier, der Chouan, das ist der Zweifel und der Verdacht! Die Namen Gambettas und Trochus werden historisch werden, und man wird sie neben denen eines Neuchâ und Montom verzeichnet finden.“ Und der Orleanser Thiers?! — Verrat auf der ganzen Linie.“

Das war das erste Donnern des Ruffens, dessen Ausbruch sich in Paris vorbereitete.

Nun begann es den Regierungsmännern doch etwas unheimlich zu werden, und sie suchten daher wieder Waffenstillstandsverhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier anzuknüpfen. König Wilhelm bot dazu auch bereitwillig die Hand, obgleich gerade in dem Augenblicke wichtige Gründe dagegen sprachen. — So erklärte Thiers, der gerade von seiner erfolglosen Rundreise bei den neutralen Mächten zurückgekehrt war, am 30. Oktober in Begleitung eines bayerischen Offiziers im Hauptquartier zu Versailles und erklärte, daß Frankreich bereit sei, sich auf einen Waffenstillstand einzulassen. Was Bismarck machte darauf den entgegenkommenden Vorschlag, eine Demarkationslinie solle die Stellung der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung sein würde, abgrenzen. Die

versuch — von Toul aus. Damit vertritt sich auch sehr wohl der wiederholte Versuch des Feindes, östlich der Mosel vorzustößen — alles Bewegungen in der Richtung Metz; sie verliefen ergebnislos.

Für das belagerte Verdun bedeutet all dieses eine herbe Enttäuschung; alle Entlastungsversuche erscheinen vergeblich.

64. Verlustliste.

Auszug für den Verbreitungsbezirk unseres Blattes.

Füßlieregiment Nr. 80.

Stab und 1. Bataillon, Wiesbaden.

Strepp am 8. und Viller-sur-Tourbe am 13., Vermericourt vom 17. bis 19., Margny am 27. und Ognolles am 28. Sept.

Stab.

Oberst Max Joachim Heinrich Kurt v. Hafe aus Gbr.

Stab.

1. Bataillon.

1. Komp.: Füß. Adam Klepper aus Frauenstein schw. vm.; Füß. Erich Dietrich aus Wiesbaden schw. vm.; U.-D. Emil Diehl aus Wiesbaden gefallen; Füß. Reinhard Plath aus Arnoldshain l. vm.; U.-D. Herm. Wiegand aus Eberbach gefallen; Füß. Jos. Ritter aus Pimburg l. vm.; Ein.-Freiw. Gottfried Jung aus Wiesheim a. M. schw. vm.; Füß. Heinrich Pimmel aus Michelbach l. vm.; Füß. Anton Schmidmann aus Dietrich l. vm.; Füß. Friedr. Merkel aus Wiesbaden schw. vm.; Füß. Aug. Schwarz aus Frauenstein l. vm.; Füß. Franz Herke aus Dietrich l. vm.; Gefr. d. R. Karl Hardt aus Mühlenhausen l. vm.; Füß. Karl Christ aus Erbenheim l. vm.

2. Komp.: Füß. Moritz Randau aus Camberg l. vm.; Füß. Aug. Steinebach aus Ehringshausen l. vm.; U.-D. Wilhelm Schäfer l. aus Wiesbaden l. vm.; Füß. Herm. Feiz aus Rönndorf schw. vm.; Füß. Peter Mohr 3. aus Rilsheim l. vm.; U.-D. Franz Schmitt aus Wiesbaden gefallen; Füß. Julius Went aus Wiesbaden l. vm.; Füß. Aug. Rohbach aus Niederbrechen l. vm.; Füß. Karl Chr. Wilh. Fischbach aus Wiesbaden l. vm.; Füß. Wilh. Wiegand aus Rirberg schw. vm.; Füß. Alex. Mayer aus Fischbach schw. vm.; Füß. Emil Böding aus Alendorf l. vm.

3. Komp.: Füß. Emil Petro aus Wiesbaden l. vm.; Füß. Karl Wolf aus Namisch gefallen; Wiesfeldm. Hermann Schulze aus Wiesbaden l. vm.; U.-D. Alex. Bartholomae aus Wiesbaden l. vm.; Füß. Kaspar Beder 2. aus Dietrich l. vm.; Ein.-Freiw. Oltmar Steinebach aus Dutenbach l. vm.; Ein.-Freiw. Gefr. Wilh. Payer aus Wiesbaden l. vm.; U.-D. d. V. Friedr. Schönbberger aus Wiesbaden l. vm.

4. Komp.: Gefr. Adolf Klein 1. aus Grorotherhof l. vm.; Füß. Endm. Bernhardt aus Dautphe gefallen; Ein.-Freiw. Aug. Boshel aus Wiesbaden schw. vm.; Gefr. Helmut Euler aus Tellenheim gefallen; Gefr. Ant. Bremier aus Wiesbaden l. vm.; Füß. Joh. Wagner 2. aus Hanten v. d. S. gefallen; Füß. Jos. Friedr. Ströbel aus Hanten gefallen; Füß. Karl Prädier aus Hensch l. vm.; U.-D. Arnold Altemann aus Wiesbaden gefallen; Füß. Pet. Schmidt 5. aus Niederahr schw. vm.; Füß. Jos. Hochheimer aus Sindlingen schw. vm.; Füß. Pet. Simon aus Hantenmellingen l. vm.; Füß. Friedr. Casar aus Edelberg l. vm.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 1. November.

Die Tätigkeit der Auskunftstelle für Feldpost-SENDUNGEN.

Die Auskunftstelle für Feldpost-SENDUNGEN, Wiesbaden, Hellmuthstraße 43, schreibt uns:

Die Benutzung unserer Auskunft-(Beratungs)-stelle ist vollständig unentgeltlich. Es wurden in ihr sachgemäß Feldpostkarten- und Briefe, wie Postanweisungen an Kriegs-Teilnehmer oder die mitgebrachten Adressen ergänzt oder berichtigt und in Zweifelsfällen an jedermann Rat und Auskunft erteilt. Ferner wurde bei der Feldpostmäßigen Herrichtung der Päckchen zu 250 Gramm und 500 Gramm wie der Pakete bis zu 5 Kilogramm Beihilfe geleistet und dazu fast das gesamte Packmaterial gratis gestellt. Dergestalt wurden in den ersten zwei Monaten des Bestehens, d. i. vom 18. 8. bis 17. 10. 14, rund 5500 Stilschuhende beraten, 2800 Feldpostpäckchen und 2500 Pakete hergerichtet, ihnen als Gratisbeipack zweihundert Tafeln Schokolade, 500 Rollen Pfefferminz, 1500 Zigarren, 2500 Zigaretten, 300 Rollen Kantabak, 100 Zunderfeuerzeuge beigegeben, je 5000 Feldbriefumschläge und Feldpostkarten, 300 Doppelkarten, 5000 gummierte Aufklebeadressen und Briefposten unentgeltlich abgegeben, ferner wurden etwa 50 Postkarten an die Auskunftstellen der deutschen Kriegsministerien und 100 Postanweisungen für Dritte ausgefertigt. In der letzten Zeit wurde der Brief-, Geld- und

Feindseligkeiten sollten auf vier Wochen sistiert und in dieser Zeit die Wahlen und die Konstituierung der nationalen Versammlung vorgenommen werden. Auch die Wahlen im Elsaß sollten seinem Hindernisse unterliegen. —

Alle Vorteile waren also auf französischer Seite; aber trotzdem lebte Thiers ab und erklärte, nur dann einen Waffenstillstand annehmen zu können, wenn er die Zulassung einer umfassenden Neuverproviantierung von Paris einschloße.

Auf diese unglaubliche Forderung, alle seit Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vorteile ohne jede Gegenleistung aufzugeben, konnte man deutscherseits selbstverständlich nicht eingehen. Und Thiers drach daher die Unterhandlungen ab, die Kriegsfurie nahm wieder ihren Lauf.

Zugleich aber erhob eine neue Gefahr für Frankreich drohend das Haupt. — Die voranschreitende Kommune!

Schon während Thiers noch in Versailles unterhandelte, war Paris zum Schauplatz einer direkt gegen die Regierung der nationalen Verteidigung gerichteten revolutionären Bewegung geworden. Unter Anführung der Sozialisten Planaut, Glourens, Hyat und Jolly waren bewaffnete Scharen vor dem Stadthause erschienen, hatten die dort versammelten Mitglieder der Regierung gefangen genommen und versucht, die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Doch der Anschlag war diesmal noch nicht geklärt. Das Volk hatte den Revolutionären nur mäßig zugehört, General Trochu mit treugebliebenen Mobil- und Nationalgarden die Regierungsherren wieder befreit und die Aufständischen auseinandergetrieben. Aber der Putz war doch wieder ein neues Zeichen des herannahenden Sturms.

Die Pariser Besatzung verhielt sich jetzt wieder längere Zeit ruhig. Die Blide der Belagerten sowohl wie die der Belagerer waren auf die Dinge gerichtet, die rings um Paris in den Provinzen sich zum Entsatze der Hauptstadt vorbereiteten.

Minister Gambetta, die Seele der französischen Massen-erhebung, hatte sich mit unbeschränktem Vollmachten des Kriegsministeriums ausgerüstet, am 6. Oktober mittels Ballon von Paris nach Tours begeben und mit schrankenloser Energie die Organisation der Widerstandsmittel der Republik beschleunigt, um, wie es in seinen Proklamationen stets hieß, „die Forden der deutschen Barbaren vom heiligen Boden Frankreichs fortzufegen“. Und es war ihm

Paketverkehr mit den Kriegsgefangenen in den Bereich unserer Betätigung einbezogen und dazu sämtliche nötigen Lieferungen ins Französische und Englische bewirkt. — Je 300 Kriegsgefangenen der „Rheinischen Zeitung“, Ausgabe 1 bis 6, und 100 Abdrücke der Broschüre „Die Wahrheit über den Krieg“ wurden gratis und portofrei an Kriegsgefangene vom 18. Armee-Korps ins Feld versandt.

Unsere Wohlfahrts-Einrichtung — vornehmlich für Unbemittelte bestimmt — wird von allen Schichten der Bevölkerung in Anspruch genommen; Unbemittelten haben wir gelegentlich selbst das Brief- und Paketporto für ihre 50 Gramm überschreitenden Feldpostsendungen aus eigenen Mitteln gewährt. — Leider müssen wir in Zukunft von der Gratisbeifügung des Packmaterials, da dessen Kosten einen unverhältnismäßig hohen Betrag erreichten, Abstand nehmen und verlangen, daß Pakete in völlig oder nahezu völlig fertigem Zustande bei uns zur Weiterbehandlung angebracht werden.

Wir haben hunderte von Briefen mit Post- und Militärbehörden gewechselt, um die Zwecke unserer Auskunftsstelle zu fördern. Etwa ebenso viele Auskünfte haben wir schriftlich in ganz Nassau erteilt.

Die Zahl der Besucher unserer Auskunftsstelle betrug durchschnittlich täglich 100; es wurden ihrer aber auch schon bis 160 gezählt.

Die Postbehörden — vom Reichspostamt bis zum hiesigen Postamt — stellen sich freundlich und entgegenkommend zu unserer Auskunftsstelle und fördern sie und ihre Absichten, wo sie nur können, in der Erkenntnis, daß eine gut geleitete Auskunftsstelle für Feldpostsendungen wesentlich den Betrieb der Postanstalten entlastet, insbesondere vom lästigen Nachfragerverkehr an den Schaltern und durch die Verminderung unfruchtbarer Briefaufschriften, sowie durch Übernahme des Kleinvertriebes von Postwertzeichen und Postvordrucken. Außer der oben schon genannten Anzahl von Feldpostbriefen und -Karten fanden durch uns 570 Packtabellen, 2080 Briefmarken u. a. m. in kleinen Mengen Absatz an unsere Besucher. Von der Postbehörde wurden wir schriftlich und telephonisch stets auf dem Laufenden über alles neue in feldpostatischer Hinsicht gehalten. Gegenseitige Einbildungnahme in die Betriebe der einen und der anderen Anstalt haben das Verständnis für die Wechselbeziehungen beider geschärft.

Wir stehen außerdem in ständiger Verbindung, Erfahrung- und Gedankenaustausch mit der von der Firma Krimm u. Co. in Frankfurt a. M., Schillerstraße 28, unterhaltenen Auskunftsstelle für Feldpostsendungen, auch mit der Kriegsschreibstube des Vaterländischen Frauenvereins für Feldpostsendungen in Köln, Klingelpütz 3. Wir und die beiden genannten Auskunftsstellen in Frankfurt und Köln sorgen für Aufklärung und Hilfe in allen Feldpostangelegenheiten der Bevölkerung dieser drei Städte und ihrer weiteren Umgebung mit ihren anderthalb Millionen Seelen.

Damit ist unser Wirkungskreis noch keineswegs erschöpft. Erwähnt sei nur noch, daß wir der Auskunftsstelle über im Felde stehende nassauische Soldaten hier bis jetzt, sie entlassend, in Elternform die Adressen von 1327 Kriegern und deren Angehörigen lieferten.

Wiesbadener Verwundetenliste.

Aus der Liste der Auskunftsstelle der „Lage-Plato“ über in Wiesbadener Lazareten liegende Verwundete.

Zugänge vom 29. 10.

Ref. Jung, Sonnenberg, Art.-Reg. 27 (Hotel Weiss). Lt. v. Knoblauch, Berlin, Inf.-Inf. Reg. 262. Off.-Stellv. Krause, Wiesbaden, Inf.-Reg. 80/8 (Jahnstr. 2). Hauptm. Müller, Rastatt, Inf.-Reg. 111 (Rastauerhof). Lt. Schmalz, Wiesbaden, Garde-Reg. 2 (Radesheimerstr. 21). Schönhof, Bad Ems, Inf.-Reg. 30/1 (Hotel Weiss). Fähnrl. v. Uedel, Hof Weismar, Drag.-Reg. 5 (Mugenheimsplatz).

Zugänge vom 30. 10.

Behrm. Bastian, Wiesbaden, Batt. 21 (Hotel Weiss). Ref. Bund, Wiesbaden, Inf.-Inf. Reg. 108. (Engl. Gräulein). Fähnrl. Dröge, Wiesbaden, Art.-Reg. 76/6 (Frankfurterstr. 18). Ref. Gieseler, Auerbach, Inf.-Reg. 80/11 (Engl. Gräulein). Generalleut. v. Hoffmann, Berlin, (Hotel Royal). Obergefr. Jamin, Geisenheim, Art.-Reg. 3/1 (Engl. Gräulein). Behrm. Annap, Großhaußen, Zw.-Reg. 116/1 (Windenheimsplatz). Fähnrl. Mann, Wiesbaden, Art.-Reg. 8/1 (Engl. Gräulein). Erf.-Ref. Reinhardt, Wismar, Inf.-Reg. 118/2 (Windenheimsplatz). Hauptm. Scupin, Oberrofen, Inf.-Art.-Reg. 11 (Hotel Royal). Major von der Sode, Darmstadt, Feldart.-Reg. 25 (Mugenheimsplatz). Behrm. Weiß, Wiesbaden, Garde-Gren.-Reg. 1 (Hotel Weiss).

in der Tat gelungen, ungeheure Truppenmassen aufzubringen und unter dem Kommando der Generale Bourbaki, Faidherb, Potès und Cambriès neue Heere zu bilden.

Zunächst entbrannte der Kampf wieder an der Loire. Bereits am 3. November meldete General von der Tann aus Orleans, wo er sich bis dahin standhaft behauptet hatte, seine Lage beginne schwierig zu werden, indem starke feindliche Streitkräfte gegen ihn vorgeschoben würden, seinen rechten Flügel bedrohten und den Wald von Marchenois besetzt hätten. Gleichzeitig waren starke feindliche Kolonnen gegen Coulmiers vorgedrungen und drohten ihn zu umgeben.

Um sich einer Umfassung zu entziehen, war er daher in der Nacht abmarschiert und hatte seine Haupttruppen zwischen Orléans und Coulmiers zusammengezogen.

Dort ließ eine vorgeschobene Kavallerie-Abteilung schon am nächsten Morgen auf die Toten der Loire-Armee unter General Potès, der auch alsbald mit weit überlegenen Kräften zum Angriff gegen den deutschen rechten Flügel vorging. Aber die wackeren Bayern hielten sich standhaft, und selbst als der Feind allmählich 120 Geschütze in die Gefechtslinie zog, gewann er doch nur wenig Terrain. Die Bayern behaupteten ihre Stellung bis zum Abend, dann erst ging General von der Tann auf Tours zurück, der von ihm erwarteten Verstärkung entgegen.

General Aurelle de Paladines äußerte sich über diesen halben Erfolg nur sehr bescheiden. Als aber die Taubenpost die Nachricht nach Paris brachte, wurde sie als ein großer Sieg ausposaunt, und der vorher ganz unbekannte General Aurelle de Paladines wurde nun der Löwe des Tages.

Am 12. November traf der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit Verstärkung in Tours ein, übernahm den Oberbefehl über sämtliche Truppen und ergriff zwei Tage darauf die Offensive gegen die zwischen Dreux und Joudan stehenden feindlichen Streitkräfte, warf sie auf der ganzen Linie zurück und machte viele Gefangene.

Während nun Prinz Friedrich Karl mit der unterdessen herangekommenen zweiten Armee die Sicherung der Straße Orleans-Paris übernahm, am 28. November bei Beanne-la-Rolande dem Feinde eine Schlacht lieferte und ihn nach heftigen Kämpfen auf Boiscommet und Bellegarde zurückdrängte, marschierte der Großherzog nach der Loire, wo die Entscheidung fallen mußte.

Generalleutnant Exz. von Dreifing, ein Mitglied unserer Stadtverordneten-Kollegiums, ist als Kommandeur einer gemischten Landwehr-Infanterie-Brigade auf den westlichen Kriegsschauplatz berufen worden und begibt sich heute bereits auf seinen Posten.

Strickt Strümpfe! Näht Hemden! So fordert das Arbeitskomitee vom Roten Kreuz, Abteilung 3, im Anzeigenteil dieser Nummer auf. Das Komitee hat insgesamt bis einschließlich 23. Oktober 12880 Hemden und 15896 Paar Socken unseren Kriegern übersandt.

Der Schauspieler Schäfer, das frühere Mitglied des Residenz-Theaters, ist bei Ausbruch des Krieges freiwillig aus diesem Theaterverbande geschieden, um sich dem Sanitätsdienste zu widmen und so dem Vaterlande zu dienen. Wir teilen dies auf besonderen Wunsch mit, um gewissen Gerüchten den Boden zu entziehen.

Dienstkubiläum. Am 1. November begeht der kgl. Lokomotivführer, Herr Karl Pecten, Scheffelstraße 4, sein 25jähriges Dienstkubiläum. Die zwei Söhne des Jubilars stehen mit im Feld.

Die Bäcker-Zunftung Wiesbaden ersucht uns folgendes zur allgemeinen Kenntnis zu bringen: Durch die fortwährende enorme Steigerung des Mehlpriees, von Anbeginn des Krieges bis heute um über 35 Proz., ist es den hiesigen Bäckermeistern und Brotfabrikanten nicht mehr möglich, ohne eine Erhöhung des Brotpriees auszukommen. Schon seit einigen Wochen ist direkt mit Verlust gearbeitet worden und mit einer Brotpreiserhöhung wurde bisher nur zurückgehalten, im Vertrauen auf eine von Seiten des Staates vorzunehmende Preisfestsetzung für Mehl. Da aber dieses bis heute nicht eingetroffen ist und auch in aller Kürze nicht zu erwarten ist, so mußten die hiesigen Bäcker und Brotfabrikanten notgedrungen zu einer Brotpreiserhöhung schreiten, um nur einigermaßen den erhöhten Mehlpriees folgen zu können. Die Höchstprieis für Getreide, welche inzwischen festgelegt wurden, haben auf die Gestaltung des Mehlpriees keinen Einfluß, da bei dem festgesetzten Preise von etwa 250 M. für Weizen, wobei Berlin als Basis angenommen ist, für Frankfurt etwa 275, nur einer weiteren Steigerung des gegenwärtigen Mehlpriees Einhalt geboten ist, aber keinesfalls eine Verbilligung des Mehlpriees zu erwarten ist. Wenn man in Betracht zieht, daß bei einem um 35—40 Proz. höheren Mehlpriees, mit dem jetzigen Aufschlag, insgesamt nur eine Brotpreiserhöhung von etwa 12 Proz. vorgenommen worden ist, so muß man sich von der Notwendigkeit der Brotpreiserhöhung überzeugen, um so mehr, als die wirtschaftliche Lage der Bäckermeister in den letzten Jahren durchaus keine günstige ist. Gleichzeitig ersuchen wir das geehrte Publikum um größtmögliche Rücksicht, wenn bei dem sich jetzt immer mehr fühlbar machenden Mangel an guten und eingearbeiteten Arbeitskräften und bei der jetzigen oftmals nicht so guten Qualität des Mehles, verursacht durch das Ausbleiben der Auslandsfrucht, das Aussehen und die Qualität der Backwaren nicht immer den seither gewohnten Ansprüchen und Anforderungen entspricht, da diese trotz bestem Willen und bei aller Aufmerksamkeit aus oben angeführten Gründen nicht möglich ist. Jedenfalls wird von Seiten der Bäckermeister alles nur mögliche getan, um das Publikum so weit wie nur irgend möglich zufriedenzustellen.

Unsere Gewerbeschule hat nunmehr auch in den haus- und kunstgewerblichen Tageskursen ihren Unterrichtsbetrieb wieder aufgenommen. In dem Baukurs wird unterrichtet: Freihandzeichnen und Skizzieren, Werkplanzeichnen, innerer Aufbau, Bauausführungslehre, Kostenerrechnen, Baurechnen und Baumeßen, Baumaterialienlehre, Geschäftsführung, Baumaschinen- und Werkzeugkunde, Statik, Schattenkonstruktion, Perspektive, Feldmeßen, Algebra. Den Unterricht erteilen die Herren Direktor Ventinger, Architekt Dr. Herz, Maler Gölz, die Gewerbeschulelehrer Schlemann, Ungerer, Kremer, Kunstgewerbelehrer Böttiger. In den kunstgewerblichen Klassen wird gelehrt: Figuren- und Draperiezeichnen, Porträt- und Altzeichnen, Möbelzeichnen und Kleinarchitektur, Entwerfen und Fachzeichnen aller Art, Stillleben, Modellieren, Pflanzenszeichnen und Stillleben, Schattenkonstruktion und Perspektive, Darstellungsübungen, Zeichnen und Malen, Entwerfen für weibliche Handarbeiten, Modzeichnen, Batik und Aquarellmalerei gelehrt. Es unterrichten in diesen Klassen Direktor Ventinger, Ref. Hedwig Bugmann, Bildhauer W. Bierbrauer, Maler Gölz, Kunstgewerbelehrer Böttiger, Architekt Schlemann. Neben diesen Kursen bestehen weiter noch die Zeichen- und Modellierkurse für schulpflichtige Knaben und Mädchen und verschiedene Fachzeichnkurse für Handwerker. Der gärtnerische Nachkurs erfreut sich auch in diesem Winter einer guten Beteiligung. In allen Abteilungen können

Am 20. November traf er in Vonnervall ein und erlangte dort wieder Fühlung mit dem rechten Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl, die damit auf 85 000 Mann Infanterie, 10 000 Mann Kavallerie und 480 Geschütze anwuchs.

Es war Frost eingetreten, der den Boden hart gemacht. Es wurde daher für den 1. Dezember eine allgemeine Rekonnozierung der ganzen deutschen Stellung angeordnet, die zu mehrfachen Zusammenstoßen und bei Villepion zu einem heftigen Gefechte mit dem Feinde führte; doch wurde er auf allen Punkten zurückgeworfen.

Das Ergebnis der Rekonnozierung war die Wahrnehmung starker feindlicher Kolonnen bei Artenay, sowie die Wahrscheinlichkeit, daß der Feind diesmal von seinem linken Flügel aus längs der Straße Orleans-Paris die Offensive ergreifen werde.

In der Tat ging auch am folgenden Morgen das 16. französische Korps bei Voigny gegen das Korps von der Tann zum Angriff vor und brachte die Bayern in eine sehr bedrängte Lage, wurde aber schließlich mit Hilfe der Division Treslow und der vierten Kavalleriedivision abgeschlagen. Die 17. Division nahm Voigny im Sturm, eroberte dabei 7 Geschütze und behauptete sich in dieser wichtigen Position.

Zwei Stunden später warf sich das 15. französische Korps auf die rechts von der Pariser Straße aufgestellte deutsche Kavallerieabteilung, drängte sie zurück und griff darauf mit großem Glanz die im Vorrückenden begriffene Division Wittich an, wurde aber von dieser mit großen Verlusten zurückgeworfen und im Sturm aus Vouperin vertrieben.

Beide Durchbruchversuche des Generals Aurelle waren also gescheitert, und die junge Loire-Armee war durch die verlustvollen Kämpfe bei Beanne-la-Rolande und Voigny so entmüdet, daß sie die weitere Offensive zum Entsatze von Paris aufgab.

Auf deutscher Seite hatte man jetzt die Gewißheit erlangt, daß man die ganze etwa 150 000 Mann starke Loire-Armee vor sich habe. Die Erfüllung des Wunsches, eine nachhaltige Entscheidung herbeizuführen, war also nahe gerückt. Als daher am 2. Dezember der Befehl eintraf, Orleans direkt anzugreifen, traf Prinz Friedrich Karl sofort die dafür nötigen Dispositionen und bestimmte den allgemeinen Angriff für den folgenden Tag.

Jetzt noch Schüler und Schülerinnen aufgenommen werden. Das Belegen einzelner Stunden ist gestattet.

Auf den rheinischen Ostmärkten herrscht auch im Laufe der letzten Woche ein recht lebhafter Geschäftsgang. Die Nachfrage war anhaltend rege, jedoch vereinzelt das Angebot hinter der Nachfrage zurückblieb. Die Preise haben in den letzten Tagen etwas abgezogen, sie sind jedoch noch niedriger als im Vorjahre. Obgleich diesmal, teils infolge der niedrigen Preise und teils zur Vorfrage wegen des Kriegszustandes, sehr große Mengen eingekauft wurden, sind die vorhandenen Vorräte immer noch beträchtlich.

Erleichterung im Güterverkehr. Ein Erlaß des preussischen Eisenbahnministers, der in der Hauptsache für den zurzeit sehr starken Kartoffelverkehr, soweit er nicht in gedeckten Wagen erfolgt, in Betracht kommt, ordnet an, daß von den Abnehmern verwendete Bedeckungsmittel, wie Dachpappe, Decken usw. frachtfrei zurückzubefördern sind. Die Maßnahme ist auf den herrschenden Mangel an gedeckten Wagen zurückzuführen.

Der Hund als Wiederbringer der Geldbörse. Man schreibt uns: Eine arme Frau, welche ihr Kundengeld einsammelte, verlor ihre Geldbörse mit 15 M. und konnte sie, trotz aller fremden Hilfe, nicht gefunden werden. Kam des Weges ein junger Mann mit einem gelben Schäferhund und hat die Frau, seinen Hund auf die Suche zu lassen. Natürlich fanden sich auch gleich Zuschauer. Das Tier lief durch die Sonnenbergerstraße, die Köhlerstraße zur schönen Aussicht, wo er im Laub die Geldbörse noch vorfand. Die arme Frau war glücklich, ihre Börse wieder zu haben. Finderlohn schlug der Mann ab. Der findige Hund soll Herrn J. Nitzel, Wiesbaden, Ludwigstraße 14, gehören.

Ein Obstkorb wird gesucht. Vor einigen Tagen wurde einem Kollutier von seinem Wagen herunter ein Korb, 28 Kilo Obst enthaltend, gestohlen. Der Diebstahl kann nur auf der Strecke Westendstraße-Gneisenaustraße bis Göttenstraße vollführt worden sein, da der Kutscher auf diesem Wege sein Fuhrwerk öfters verlassen mußte. Nach dem frechen Dieb wird eifrig gefahndet. Zweidienstliche Mitteilungen sind auf der Polizeidirektion, Zimmer Nr. 5, vorzubringen.

Für Militärärzte. Die neueste Ausgabe der Anstellungsnachrichten für versorgungsberechtigte Militärpersonen liegt wieder in unserer Geschäftsstelle in der Mauritiusstraße Nr. 12 zur unentgeltlichen Einsichtnahme auf.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Das 2. Kurhaus-Zyklus-Konzert findet am Freitag, den 6. November, statt. Der Kartenvorverkauf beginnt heute, Sonntag, vormittags 9 Uhr, an der Tageskasse im Kurhaus.

Königliche Schauspiele. Im königlichen Theater wird heute Marshners romantische Oper „Hans Heiling“, deren Neueinführung so starke Wirkung erzielte, wiederholt (Abonnement B). Für Dienstag, den 3. November, ist eine Aufführung von Rossinis komischer Oper „Der Barbier von Sevilla“ mit Herrn Geißes-Winkel in der Titelrolle im Abonnement D festgelegt worden. Neu besetzt sind die Partien der „Marzelline“ mit Frau Schröder-Kaminska, des „Grafen Almaviva“ mit Herrn Schubert, des „Basilio“ mit Herrn Edard und des „Bartolo“ mit Herrn von Schend. Die „Rosine“ singt Frau Friedebild. Am Donnerstag, den 5. November, findet eine Wiederholung von d'Alberts musikalischem Drama „Tiefeland“ im Abonnement C statt. Von älteren Werken werden demnächst Schumanns große Oper „Genoveva“, Motom's „Alessandro Stradella“, Kreuers „Nachtlager in Granada“ und Vorhings komische Oper „Der Wildschütz“ im Spielplan erscheinen.

Residenztheater. Die erste Volksvorstellung dieser Spielzeit findet am nächsten Freitag statt und bringt das Lustspiel „Dr. Klaus“. Die Preise für diese Vorstellung, die erst um 8 Uhr beginnt, wurden noch weiter ermäßigt (Balkon 30 Pf., 2. Rang 40 Pf., 2. Sperrreihe 50 Pf., 1. Sperrreihe 75 Pf., Orchesterfessel, 1. Rangbalkon und 1. Rangloge 1 M.). Der Vorverkauf beginnt morgen (Montag).

Naturhistorisches Museum. Die Sammlungen des Naturhistorischen Museums, Wilhelmstr. 24, 1. St., sind von Sonntag, den 1. November, ab, Sonntags und Mittwochs von 11—1 Uhr bei freiem Eintritt geöffnet.

Verein der Künstler und Kunstfreunde. Der bayerische Kammerjäger Paul Bender aus München, der berühmte erste Bassist des dortigen Hoftheaters, ist als Solist für das am 3. November abends 8 Uhr im Kasino (Friedrichstraße) stattfindende zweite Vereinskonzert gewonnen worden. Der Künstler, der ein Kind Nassaus ist, hat ein vielseitiges Programm zusammengestellt. Neben

Alle Hindernisse und feindlichen Angriffe niederwerfend, rückten die deutschen Korps konzentrisch auf den zahlreichen Wegen, welche sich strahlenförmig in der Stadt vereinigten, unaufhaltsam vor, mit einer Präzision und sich gegenseitig in Raum und Zeit so unterstützend, wie eine Disposition im Großen mit allen tatsächlichen Einzelheiten wohl kaum ausgeführt wurde.

Als die deutschen Kolonnen unter steten Kämpfen am 4. Dezember siegreich bis Orleans vorgedrungen waren, dunkelte es bereits. Trotzdem aber drangen im Angesicht des Kampfes Teile der 17. und 22. Infanterie-Division, sowie des bayerischen Korps in die Vorstadt ein, und so entwickelte sich dort alsbald ein heftiger Straßenkampf, der bei längerer Dauer jedenfalls schwere Folgen für Orleans gebracht hätte. Doch im entscheidenden Augenblick erschien der Stadtkommandant beim Großherzog und versprach im Namen des Generals Aurelle die Räumung der Stadt innerhalb zwei Stunden. General Chanzy hatte sich nach den großen Verlusten, die seine Korps erlitten, schon vorher zurückgezogen. — Infolge des gegebenen Versprechens wurde dem Kampfe Einhalt geboten, aber Orleans in der Nacht noch von den deutschen Truppen besetzt. Die Loire-Armee hatte in den letzten Schlachten allein an Gefangenen über 20 000 Mann verloren.

Die allgemeine Bestürzung über diese abermalige Niederlage sowie über den Wiederverlust von Orleans war grenzenlos. Ein Schrei der Wut ging durch ganz Frankreich — die Regierungsdelegation in Tours aber rüstete sich bereits zur Abreise nach Bordeaux.

Nachdem die beste und stärkste Armee, die Frankreich zur Zeit besaß, in einer Reihe von Schlachten geschlagen worden war und allen moralischen Halt verloren hatte, war die Entsetzung von Paris hoffnungslos geworden. Denn nicht allein im Süden waren die französischen Waffen den deutschen wiederum unterlegen, auch die unter den Generälen Bourbaki und Faidherb nengebildete Nordarmee hatte General Manteuffel am 27. November bei Amiens vollständig niedergeworfen, und auch General Trochu, der zur selben Zeit mit 150 000 Mann den Versuch gemacht, den Fernierungsgürtel von Paris zu sprengen, um der Loire-Armee die Hand zu reichen, war am 30. November und 2. Dezember bei Villiers zwischen der Seine und Marne in blutigen Schlachten geschlagen und wieder zurückgeworfen worden. (Fortf. folgt.)

Brahms, Wolf und Lohse sind auch neuere Komponisten vertreten. In der Schlussabteilung sind — der Zeitkimmung Rechnung tragend — patriotisch-kriegerische Lieder enthalten. Wir machen hiermit auf die sicher höchst feierliche Veranstaltung aufmerksam, zu der auch Nichtmitglieder der Zutritt gestattet ist. Das Nähere hierüber ist im Anzeigenteil bekannt gegeben.

Sammlungen der „Wiesbadener Zeitung“ und der „Wiesbadener Neueste Nachrichten“.

Liebesgaben für Ostpreußen.

Bei unserem Verlage gingen weiter ein: Uebertrag 300 M. Von Frau Amtsgerichtsrat Lieber, Schenkendorfstraße 6, 20 M.; Sammlung bei den Kriegsvorträgen in Gaub 61,91 M.; Pfarrer Müller in Dörscheid 3,90 M.; Kirchensammlung in Gaub 32 M.; Am. 2,79 M.; Fräulein L. D. 15 M.; Ungenannt 20 M.; M. B. 5 M.; gesammelt von den Beamten und dem Personal des Kriegslazarets 18 M.; Seib, Kleiststraße 25, 10 M.; L. N., durch Striden verdient 3 M.; J. D. 2 M.; durch Pfarrer Haupt in Naurod 56 M. (von ihm selbst 10 M., Frau Lehrer Winkel 10 M., Witwe Peter Grund 1 M., Witwe Heinrich Damm 5 M., Karl Bernhardt 3 M., Karl Damm 1. 10 M., Chr. Damm 2 M., Frau Wils. Kordisch 4. 10 M., Witwe Heinr. Gharth 5 M.); durch Pfarrer Haupt in Naurod 8 M. (Hr. El. Schmidt 5 M., Chr. Behr 5. 3 M.). Insgesamt 1116 M.

Liebesgaben für Elsaß-Lothringen.

Bei unserem Verlage gingen weiter ein: Uebertrag 10 M. Gesammelt von den Beamten und dem Personal des Reserve-Lazarets 18 M.; Seib, Kleiststraße 25, 10 M.; L. N., durch Striden verdient 3 M. Insgesamt 21 M.

Liebesgaben für das Rote Kreuz.

Bei unserem Verlage gingen weiter ein: Uebertrag 1301,70 Mark. N. Jacobi 40 M.; L. N., durch Striden verdient 10 M.; Karl Rab, Dreiwidenstraße 8, 20 M.; Kemper, Bismarckring 12, 10 M. Insgesamt 1441,70 M.

Nassau und Nachbargebiete.

Unterliederbach, 20. Okt. Plötzlicher Tod. Der frühere Hofbauer Wagner von hier, der seit längerer Jahren als Rentner in Wiesbaden lebte, wollte heute seinen Sohn besuchen. Kaum hatte er das Doktor aufgemacht, so fiel er, von einem Herzschlag betroffen, tot zur Erde.
Hahnstätten, 31. Okt. Für Ostpreußen. Eine durch das hiesige Pfarramt veranstaltete Sammlung für die Ostpreußen ergab hier 500 M., in Schiesheim-Hollhaus-Hollenfeld 173 M. und in Kaltenholzhausen 180 M.

Gericht und Rechtsprechung.

Der Freiburger Erbschaftsschwindel vor Gericht.

Freiburg i. Br., 28. Okt. Vor der Strafkammer stand heute Frau Josefine Baumgartner geborene Spöhr aus Siegelberg in Bayern, die vom Frühjahr vorigen Jahres an durch eine angebliche Millionenerbschaft vielen Leuten den Kopf verdreht hat. In der „Frankfurter Zig.“ ist seinerzeit über einige Einzelheiten berichtet worden. Nach der Anklage hat Frau Baumgartner durch ihre Angaben über die amerikanische Erbschaft sich Darlehen in der Höhe von 42 580 Mark verschafft, ferner einen Baumeister, dem sie einen Villenbau in Auftrag gab, um 20 000 Mark geschädigt und schließlich verlor, durch unwahre Angaben Darlehen in der Höhe von 12 000 Mark zu erhalten. Ein Baumeistersehepaar verlor 24 000 Mark, ein Dienstmädchen 200 Mark. Die Angeklagte machte große Versprechungen. So sicherte sie einem der geschädigten Herren eine Stellung als Betriebsleiter mit tausend Mark Monatsgehalt zu in einem Geschäft, dessen Teilhaber sie angeblich bald sein wollte. Einige Schweizer Herren sollten 4 Millionen, ein Schwarzwälder Gasthofbesitzer 1 Million Mark erhalten für Hotelbauten, einigen Freiburger Herren waren 150 000 Mark Darlehen, der katholischen Gesamt-Kirchengemeinde eine Stiftung von 600 000 Mark zugesichert worden. Einem Stadtverordneten, der ohne Auftrag mit Frau Baumgartner über die Zehnmillionen-Anleihe der Stadt Freiburg sprach, versprach sie die Gewährung auch dieser Anleihe. Die Angeklagte blieb in der heutigen Verhandlung dabei, sie habe die Erbschaft gemacht. Daß diese „vom Onkel Spöhr in Amerika“ herrühre, widerrief sie;

den Namen des wirklichen Erblassers nannte sie nicht, weil sie nicht wolle. Die Angeklagte, die sich selbst verteidigt — ihr Mann ist außer Verfolgung gesetzt worden, weil auch er an die Erbschaft geglaubt hat —, stellt die Sache so dar, als ob sie die „Darlehen“ nicht gesucht, sondern als ob sie ihr angeboten worden seien. Um eine Urkunde über die Erbschaft in der Hand zu haben, distillierte sie einer Bekannten ein Vermögensverzeichnis. Danach sollte die Hinterlassenschaft des amerikanischen Onkels in drei Armen, großen städtischen Grundstücken und Bargeld im Gesamtwert von 88 Millionen Dollars bestehen. Ein Kaufmann in Koblenz vervielfältigte auf Wunsch seiner Mutter mit der Schreibmaschine dieses Schriftstück und setzte mit Tinte den Namen eines Bürgermeisters darunter. Ihm war von der Angeklagten, die er durch seine Schwester kennen lernte, das Amt eines Vermögensverwalters mit 10 000 Mark Jahresgehalt zugesagt worden. Er will an die Erbschaft geglaubt haben. Die Angeklagte behauptet, von dem erschwindelten Geld das meiste wieder fortgegeben zu haben; es wird ihr aber entgegengehalten, daß sie ein angenehmes Leben geführt, Reisen (auch nach Lourdes) gemacht, Feste gefeiert, Ständchen bestellt und andere auf ihre Kosten freigekauft habe. Das Urteil lautete wegen mehrfachen, teils vollendeten, teils versuchten Betrugs auf eine Gesamtstrafe von dreieinhalb Jahren Gefängnis sowie Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Die Reichsbank nach dem ersten Kriegs-Vierteljahr.

Der Stand der Reichsbank ist der zuverlässigste Gradmesser unserer finanziellen Stärke und unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Die Mitteilungen des Reichsbankpräsidenten Davenstein im Zentralausschuß der Reichsbank geben nun auf die Frage, wie sich drei Monate nach dem Ausbruch des Krieges in Deutschland die Geld- und Wirtschaftsverhältnisse gestaltet haben, eine durchaus befriedigende Antwort, eine Antwort, um die uns das feindliche Ausland, das nach wie vor mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten sehr ernster Art zu kämpfen hat, sicherlich beneiden wird. Demgegenüber in Deutschland eine Verhärtung des Goldbestandes der Reichsbank um 575 Mill., wovon 370 Mill. auf Rückläufe aus dem freien Verkehr entfallen, eine stetige Verbesserung der Golddeckung, der Metalldeckung und der Bardeckung, starke Rückzahlungen auf die bei der Reichsbank entnommenen Kredite und vor allem die Anbringung des weitaus größten Teiles des Kriegsanleihebedarfs aus breiten Mitteln, ohne daß die Darlehnsklassen auch nur annähernd in dem Maße, wie vielfach erwartet worden war, in Anspruch genommen wurden. Seit dem 30. September ist die reine Golddeckung der Noten — hauptsächlich unter der Einwirkung der Einzahlungen auf die Kriegsanleihe, aber auch infolge der Ergebnisse der freiwilligen Sammelstätigkeit — von 42,2 Proz. auf 46,1 Proz. gestiegen und hat damit einen Stand erreicht, der noch um 1 Proz. höher ist als der vom 31. Dezember 1913, obwohl damals der Notenumlauf um 1875 Mill. Mark geringer war. In derselben Zeit die Metalldeckung von 38,7 auf 46,8 Proz., die gesamte Bardeckung von 51,9 auf 65,5 Proz. gestiegen. Seit dem Höchststande im August ist die Gesamtlage (Wechsel- und Lombardkonto und diskontierte Scheckanweisungen) um fast 2 Milliarden, der Bestand an diskontierten Wechseln um über 3/4 Milliarden zurückgegangen. Auf die Kriegsanleihe waren bis zum 28. Oktober bereits 78 Proz. der Gesamtzeichnung, nämlich 3470 Mill. Mark, eingezahlt. Das sind, auch wenn man berücksichtigt, daß die kleinen Zeichnungen bis 1000 Mark bis zum 5. Oktober voll eingezahlt werden mußten, fast 700 Millionen mehr, als das Reich für die beiden ersten Zahlungstermine eingefordert hatte. Und bisher ist als ausbleibende keine einzige fällige Zahlung gemeldet worden, obwohl von den Zeichnern keinerlei Sicherstellung gefordert worden war. Der Höchstbetrag der bei den Darlehnsklassen aufgenommenen Kriegsanleihebedarfe ist bis zum 23. Oktober, an welchem Tage schon 3087 Mill. Mark eingezahlt waren, auf 534 Mill. zurückgegangen, und dieser Rückgang und die fortgesetzten neuen starken Einzahlungen geben wieder den erfreulichen Beweis dafür, daß auch ein erheblicher Teil dieser Darlehen nur für ganz kurze Zeit benötigt worden ist. Diese gewaltigen Zahlungen — wohl die größten, die je ein Volk in so kurzer Frist geleistet hat — sind ohne nennenswerte Störungen des Geldmarktes erfolgt. So bietet der Stand der Reichsbank in jeder Hinsicht ein durchaus befriedigendes Bild, ein Bild auch

des berechtigten Vertrauens in unsere finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Erfreulich ist das anhaltende Wachsen des Goldbestandes, erfreulich die stark hinter den Erwartungen zurückbleibende Inanspruchnahme der Darlehnsklassen für die Kriegsanleihe, erfreulich die starken Rückläufe auf die Verkehrskredite und ebenso erfreulich endlich die weiter wachsende Erhöhung der Deckungsverhältnisse und damit der Kraft der Reichsbank.

Vom Büchertisch.

„Das blinde Recht“. Roman von Erik Nibel. (München: F. Schöner, Hermann Hilger, Berlin-Weizsäcker, Preis 20 M.) Von dem Mainzer Schriftsteller Erik Nibel, der dort aus früherer Zeit durch seine humorvollen Karnevalsbeiträge im besten Andenken steht und auch im Heftchen unserer Zeitung sich durch seine im echten rheinischen Volkston gehaltene Erzählung „Der Brandstifter“ unserem Leserkreis vorteilhaft bekannt gemacht hat, ist jüngst in obengenanntem rührigen Verlag ein packender Roman: „Das blinde Recht“, erschienen. In erschütternder Tragik werden die verhängnisvollen Folgen der Anwendung des modernen Beugebundes über sog. Weinstraßen vulgo Beugefängnis nach dem strikten Buchstaben des Preussischen Gesetzbuchs, im Sinne des bekannten Spruchs: „Nicht iustitia, vercat mundus!“ Ein sonst unbekannter Müller im Rheingau — vermutlich liegt ein wirklicher Vorfall zugrunde — hat nach altem Brauch bona fide seinem herben Naturwein durch Zudermischungsangabe angenehmeren Geschmack und bei Liebhabern größere Verkauftbarkeit verliehen und ist von einem nachsichtigen Kaiser, dem er wegen seiner Fabrikfähigkeit und Trunksucht den Pausen gegeben, beim Staatsanwalt wegen Panscherel angeklagt worden. Dieser Kaiser war der Freier seiner Tochter. Die Verurteilung hat nun bei dem cholerischen Müller, der bei der Verbesserung seines Gewinns nichts Unrechtes begangen zu haben glaubt und auf sein vermeintliches Recht pocht, die verhängnisvollen Folgen: er erleidet einen zur Verschlimmerung des Beuges kommenden Gendarmen und wird wegen Inzurechnungsunfähigkeit ins Irrenhaus verbracht, seine leidende Frau stirbt am Schlaganfall und die Tochter nimmt an dem verführten Kaiser Rache, indem sie ihn in einen mit Sägen erfüllten Keller lockt, einschließt und so dem Erstlingsstod preisgibt. Die mit Benutzung mehrerer Vorkommnisse in tragischer Steigerung und in echtem Volkston gehaltene Erzählung des bereits auf dem Gebiete der sog. Bauernromane vorteilhaft bekannten Schriftstellers ist wohl geeignet, dem gebildeten Leser anregenden Stoff zur Unterhaltung und nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Prof. Dr. Röber.

Sturmzeichen. Roman von Richard Stowronnel. (Verlag W. H. Müller u. Co., Berlin und Wien. 1 M.)

In der Zeit nach dem Völkerrückzug und mehrere Monate vor dem Ausbruch des Weltkrieges ist dieser Roman entstanden. Mit vaterländischer Sorge hat Richard Stowronnel hier vorherbereitet, was seitdem Ereignis geworden ist: den Ueberfall Rußlands auf Deutschland, den Vorstoß der Kolonnen in das ostpreussische Grenzgebiet und die heldenmütige Abwehr durch die bereitstehenden deutschen Truppen. In einer der maßstabsetzenden Städte, deren Namen jetzt in allen deutschen Gauen mit Leid suert, dann mit stolzem Jubel genannt worden sind, läßt Stowronnel die packende Handlung, die er erfunden hat, sich abspielen. Militärische Signale rufen zum Angriff, Waffen funkeln, und so bis in die Unendlichkeit unserer Truppen, mit dem jenseits der Grenspähle keine krasse Masse tummelnden Heind abrechnen, daß es fast zum Vorkommen kommt vor der Stunde der Entscheidung. Mit herabstürzender Krise und mit treuer Liebe zu seiner Heimat hat Stowronnel diese Stimmungen dargestellt. So gibt dieser Roman, der aus der Begeisterung geboren, mit froher Begeisterung aufgenommen werden wird, eine prächtige Schilderung unseres gegenwärtigen nationalen Daseins.

Zeitschriftenchau.

Kriegsnummer 12 der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. D. Neher, Leipzig). Die neue Nummer erhält einen besonderen Schmuck durch die flotten Illustrationen des Sonderzeichners Professor von Hapel aus den Kämpfen von St. Quentin und Reims. Sie sind auf einer vierseitigen Beilage in Offsetdruck wiedergegeben und haben so die unmittelbare Wirkung von Originalen. Interessant sind die verschiedenen Aufzüge aus dem Feldern namhafter Autoren. Von den vielen ganzseitigen Bildern sei besonders genannt „Ein treuer Kamerad“, andere stellen den Vorkampf österreichisch-ungarischer Truppen in dem schwierigen Gebirgslande des oberen Drin, den Untergang des russischen Panzerkreuzers „Pallada“, deutsche Mannpatrouille im Granatfeuer usw. dar. Eine Anzahl kleinerer Streubilder führt uns auf die verschiedensten Kriegsschauplätze im Osten und Westen. Eine Reliefkarte in klarer Ausführung veranschaulicht die feindlichen Gebietsteile am Kanal.

Schriftleitung: Bernhard Grothius.
Verantwortlich für deutsche und auswärtige Politik: B. Grothius;
für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltungs- und volkswirtschaftlichen Teil:
H. C. Eisenberger; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: C. Diegel; für die Anzeigen: B. Schubert; sämtlich in Wiesbaden.
Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsgesellschaft G. m. b. H.
(Zeitung: S. Niedner) in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Schriftleitung, nicht persönlich, zu richten.

Bormass 95=Pfg.=Tage

beginnen Samstag, den 31. Oktober

Tausende praktischer Gebrauchsartikel und schöner Geschenkgegenstände, welche fast durchweg einen bedeutend höheren Wert haben, kommen in fast sämtlichen Abteilungen zum Einheitspreise von 95 Pfg. zur Auslage.

Infolge der jetzigen schweren Zeit dürften daher unsere aussergewöhnlichen billigen Angebote Veranlassung geben, schon jetzt seinen Bedarf für später zu decken.

Grosse Schaufenster- und Innen-Auslagen.

Warenhaus Julius Bormas G.m. b. H. Wiesbaden.

Mit dem Vollzuge nach dem westlichen Kriegsschauplatz.

Von E. Niedner (Wiesbaden).

I.

Mit der Bahn durch Belgien zur Front in Frankreich.

Der Kriegsausschuss für warme Unterkleidung hat am 15. Oktober den fünften Zug in die Etappen hinausgeschickt. Diesem fünften Zuge gingen vorher schon drei Züge nach dem Osten und einer nach dem Westen voraus. Der fünfte Zug, welcher ebenfalls nach dem Westen geleitet wurde, sammelte sich am 18. Oktober in Köln und umfasste insgesamt 75 Wagen. Der Wert der darin enthaltenen Wollwaren ist auf einige Millionen Mark zu veranschlagen. In Köln wurde der Zug in fünf Teile zerlegt, und zwar je ein Teil nach Cambrai, nach Brüssel, nach Metz, nach Meß und nach Chauny. In Ehren des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin ging ein sechster Zug am 22. Okt. an die Front ab.

Die Wollzüge sind so organisiert, daß unterwegs aus den einzelnen Provinzen und Bundesstaaten sich jeweils die abgesandten Wagen anschließen und sich so zu einem Zuge vereinigen. Bei den einzelnen Etappen im Feindesland sind Wolldepots errichtet, von denen aus dann mit Privat- und Lastautos die Sachen den einzelnen Truppenteilen übermittelte werden. Mit jedem Wagen geht ein Begleiter aus der Heimat mit.

Der Wiesbadener Wagen, den das Kreis Komitee des Roten Kreuzes, Abt. III in Wiesbaden zur Abfertigung brachte, schloß sich dem Teile nach Chauny an und sollte von dort mit Autos an die Truppen des 18. Armee Korps verteilt werden.

Nachdem der Begleiter Ruthe am 16. Oktober von Wiesbaden nach Köln abreiste, verlangte derselbe mit Genehmigung der Zivilkommandantur von Köln aus, daß noch ein Privatauto sich anschließen solle. Das Kreis Komitee vom Roten Kreuz bestimmte meine Person nebst meinem Geschäftsauto zu dieser Fahrt als Begleiter. In aller Eile fuhren wir ab und rechneten aus, wann wir in Köln sein konnten. Doch hier zeigte es sich, daß manche Rechnung nicht stimmt — ein Knall — ein kräftiger bayerischer Knack — eine Panne. Da lagen wir, der Schlauch geplatzt. Durch die große Eile hatten wir Ersatz mitzunehmen vergessen. Wir fuhren, vielmehr rutschten bis nach Ems, wo uns geholfen wurde. Abends 1/10 Uhr trafen wir dann trotzdem pünktlich vor dem Hotel Excelsior in Köln ein, von Herrn Ruthe begrüßt.

Von der Bahnverwaltung in Köln wurde uns die Mitteilung, daß der Zug etwa 12.08 Uhr nachts abgehen sollte. Doch der Mensch denkt, und die Eisenbahn lenkt; es wurde 1/11 Uhr morgens, bis der erste Teil abgehen konnte. Nach ein paar Stunden Schlaf hielt der Zug in Aachen, wo Schwärmer vom Roten Kreuz uns Kaffee darboten. Gegen 1/12 Uhr mittags etwa erreichte der Zug die belgische Grenze in Herbesthal. Hier wurde laut verkündet: „Eine Stunde Aufenthalt.“ Mißtrauisch gemacht durch die Vorgänge in Köln, machten wir uns auf mindestens drei Stunden gefaßt, doch auch diesmal meinte es die Bahnverwaltung nicht so gut mit uns und ließ uns bis abends 9 Uhr warten. Die Stunden bis zur Abfahrt wurden uns allerdings sehr kurzweilig. Herbesthal, als der Grenzknotenpunkt der Eisenbahnen, zeigt ein äußerst kriegerisches Bild. Zahlreiche Militär-, Verwundeten- und Gefangenenzüge passierten in dieser Zeit den Bahnhof und Tausende von Menschen mußten gepeist werden bis abends. Hinter dem Bahnhof waren zu diesem Zwecke 4 große Feldküchen aufgestellt. Die Bohnensuppe mit Speck schmeckte vorzüglich.

Die größte Freude hatten wir allerdings, als auf einmal ein Transport 27er mit fast nur Wiesbadener Herren auf dem Bahnhof ankam, unter der Führung des bekannten Majors B. aus Wiesbaden. Wir sorgten dafür, daß die 27er an unseren Zug angehängt wurden und wir so gemeinsam die Reise ins Feindesland antraten.

Großes Hurra gab es noch, als ein Zug mit Landsturmlenten aus dem Westerwald ankam. Die Wagen des ganzen Zuges waren geschmückt mit Baumzweigen und mit Gedichten beschriftet. Zwei Verse davon will ich der Öffentlichkeit nicht vorenthalten, es sollen dieselben hier zum Abdruck gebracht werden.

Nr. 1.

Franzosen reißt jetzt aus,
Der Landsturm kommt heran.
Denn Rausch frammte Söhne und's,
Die Männer von der Bahn.

Sie griffen freudig all zur Wehr,
Ob arm sie oder reich,
Mit Gott für Haus und Hof und Herd,
Für Kaiser und für Reich.

Nr. 2.

Wir fürchten unsere Feinde nicht.
Und sind wir auch schon älter,
Wir schlagen alles kurz und klein,
Denn wir sind Westerwälder.

Endlich um 9 Uhr mahnte uns das Trompetensignal zur Abfahrt. Bald danach setzte sich der Zug langsam in Bewegung unter großem Hurra, und wir fuhren in die Nacht hinein — ins Feindesland. Da alle der Schlaf überwältigt, merkten nicht viele, daß wir um 1/11 Uhr in Lüttich hielten. Die Stadt war taghell erleuchtet, und brannte sogar in vielen Häusern Licht. Als wir uns bei Morgengrauen den Schlaf aus den Augen rieben, hielten wir an einer Station Saigne aux. Hier sahen wir eine gesprengte Maasbrücke. Wir fuhren weiter auf Namur unter öfterem Halten des Zuges. Die Landschaft bot ein absolut friedliches Bild, und wenn nicht ausgebrannte Häuser und bewaffnete Landsturmlente an den Strecken zu sehen gewesen wären, hätten wir nicht gemerkt, daß wir uns im Kriegszustand befinden. Nach 11 Uhr erreichten wir Namur; es zeigte sich unseren Blicken schon von weitem zerstörte Häuser und zerstörte Forst. Unter anderem sahen wir auch das Fort, welches Leutnant von der Linde mit einigen Mann ohne einen Scherzstreich genommen hat, wofür er den Orden Pour le mérite erhielt. Vor Namur sahen wir die ersten Landsturm-Wachbuden mit der Aufschrift „Landsturm Wiesbaden“. Die Landsturmlente machten uns bekannt, daß die ganze folgende Strecke mit Wiesbadener Landsturm besetzt sei. In einer Vorstadt bei Namur hielt der Zug zu längerem Aufenthalte, und es wurden die Soldaten und auch wir verpflegt. Viele Bekannte aus Wiesbaden begrüßten uns, und gab es freudiges Hallo, wenn unser weißes Auto in Sicht kam. Namentlich Zeitungen und immer wieder Zeitungen wurden verlangt. Es hat sich hier gezeigt, daß neben den täglichen menschlichen Bedürfnissen sich die Zeitung unentbehrlich gemacht hat. Nach ungefähr einer Stunde ging es wieder weiter unter häufigen Hurrarufen der Wiesbadener Landsturmlente, welche von Namur bis nach Chaumont aufgestellt waren. Wir können umgänglich den lauten Jubel beschreiben, der sich freudig erhob, wenn das Geschäftsauto unserer Zeitung im Zuge sichtbar wurde. Wir warfen Zeitungen zu Tausenden aus den Fenstern, nebst Zigarren und Wollwaren.

Wie die Größe aus der Heimat bei unseren Landsturmlenten Anklang gefunden haben, beweisen Tüdinge von Feldpostkarten, die wir teils direkt und teils unsere Begleiter und fleißige Einwohner erhielten, worin die Freude über den Besuch unserer Zeitung ausgedrückt wird.

Bei Jemappe zur Sambre trafen wir 6 Namdacher Landsturmlente, welche auch im Felde zusammenbleiben konnten. Es befand sich darunter zufällig ein Agent unseres Blattes, welcher doppelte Freude bezeugte, als er uns und unser Auto erblickte. Einzelne Wachkommandos hatten sogar, um ihrer Freude Ausdruck zu geben, ein Gelächter mit alten Wiededeckeln improvisiert. Die Stationen längs der Bahn bis Chaumont sind fast alle dem Erdboden gleichgemacht und ausgebrannt. Man sieht, daß hier hart gekämpft wurde. In Chaumont beginnt das Kohlengebiet Charleroi. Hier hörte der Wachdienst des Wiesbadener Landsturmes auf, und waren Hannoveraner Landsturmlente im Dienst. Einer dieser Leute verlangte nach einem „Ende Bursch“ — sie hätten schon 8 Wochen keines gesehen.

Durch stundenlanges Kohlengebiet erreichten wir um 4 Uhr das Zentrum desselben in Belgien, die Stadt Charleroi. Unterwegs und auch auf dem Bahnhofe sahen wir gegen 100 belgische Lokomotiven, teilweise noch betriebsfähig, teilweise auch zerstört. Die betriebsfähigen Lokomotiven hatten unsere deutschen Eisenbahner alle umgetauscht, und mit weißer Lackfarbe deutsche Namen aufgeschrieben. Wir lasen Namen wie Fritz, Lotte, Marie, Luise, Wilhelm u. a. Auf einer Lokomotive fanden wir die Aufschrift: „Ich habe mich ergeben, ich bin ein Breuher.“ Wieder auf einer anderen stand in französischer Aufschrift: „Vive Guillaume II., l'Empereur de l'Europe“; auf deutsch: „Es lebe Wilhelm II., Kaiser von Europa.“ Um 1/5 Uhr abends Abfahrt von Charleroi in der Richtung auf Mons (Vergen), wo wir gegen Mitternacht ankamen. Am 20. Okt., morgens gegen 6 Uhr hielt der Zug bei der letzten belgischen Station, Duffrain.

In der Nacht ging uns das Licht im Wagen aus, weil kein Gas mehr vorhanden war, ebenso hatten wir auch schon einen ganzen Tag keine Dampfheizung mehr. Einen unserer Soldaten, einen Thüringer, schickten wir deshalb in ein nahe liegendes Haus, er solle sehen, ob er Kerzen bekäme. Den französischen Ausdruck dafür hatte er auswendig vergessen, und so konnte er sich absolut nicht ver-

ständigen. Er kam zurück mit einem halben Laibe Brot unter dem Arme und schimpfte auf unser Befragen: „Die dummen Luderich haben mir statt einer Kerze ein Stück Brot gegeben, die haben mich nicht verstanden, was ich wollte.“

Der Bahnhofskommandant, welcher aus Essen stammt, lud uns zum Kaffee ein, der unsere kalten, steifen Glieder vollständig erwärmte. Da es hier an der belgischen Grenze besonders gefährlich ist für unsere deutschen Bewachungsmannschaften, und auch schon Überfälle vorgekommen sind, wurden auf dem Bahnhofe vier der angesehensten Bürger aus dem Orte als Geiseln festgehalten. Um 8 1/2 Uhr passierten wir die französisch-belgische Grenze, die von den Soldaten und uns mit lautem Hurra begrüßt wurde.

Um 1/11 Uhr vormittags berührten wir Valençiennes, die erste größere Stadt in Frankreich. Dieselbe ist berühmt durch ihre Spitzenmanufaktur. Die französische Bahnlinie ist jetzt vom Münchener bayerischen Landsturm besetzt. Die Bayern jammerten, daß sie hier so gar kein gutes Bier bekämen, sonst wären sie zufrieden. Ein kleines Zwischenpiel erlebten wir, als aus einem Zuge aus Deutschland zwei Kölner „Dämchen“, als Krankenschwestern verkleidet, herausgeholt und verhaftet wurden. Um 12 Uhr fuhr unser Zug weiter bis Cambrai. Die Gegend sah sehr friedlich aus, und man erblickte viele Frauen und ältere Bauern ihre Felder für die Winterfaat bebauen und die Mähernerte einholen. In Cambrai war Verspflegungstation für die Truppen. Wir fuhren gegen 3 Uhr in langsamer Fahrt weiter nach St. Quentin. Die Stadt erreichten wir nach 7 Uhr abends. Unterwegs hielt der Zug an vielen kleineren Städten, wo wir von den Einwohnern, Frauen und Kindern freudig angebetelt wurden. Die Kinder riefen nach Brot, Schokolade, Bonbons, und sogar ganz kleine Knirpse nach Zigaretten. Da wir alle nicht befriedigen konnten, schrien uns einige Kinder bei der Abfahrt nach: „Allemands kaputt!“ Hier konnten wir uns einige Kerzen besorgen lassen durch Vermittlung eines Dolmetschers, sodaß wir nicht mehr im Dunkeln zu sitzen brauchten. In St. Quentin angekommen, erfuhren wir, daß unsere Per eine andere Route einschlagen mußten. Wir erfuhren auch, daß sich die Kommandantur des 18. Armee Korps in einer anderen Richtung befand als Chauny.

Der Bahnhofskommandant in St. Quentin wollte uns überhaupt erst am anderen Tage fortlassen und uns von dem Zuge abhängen. Bei dem großen Durcheinander, der da herrschte, wurden unsere drei Wagen an den Militärzug irrtümlich angehängt, der noch in der Nacht weiter nach Reule ging. Auf diese Weise brauchten wir nicht einen verlorenen Tag in St. Quentin zu liegen und kamen um 1 Uhr nachts auf der Endstation Reule an. Die Nacht verbrachten wir in den Wagen und ließen morgens um 7 Uhr ausladen. Hier hatte die erste Etappe unserer Fahrt sozusagen ihr Ende erreicht.

Nachdem unser Auto ausgeladen war, machten wir uns um 9 Uhr auf den Weg nach Royencourt, wo in dem dortigen Schloß sich das Generalkommando befand. Das Schloß ist von den Bewohnern verlassen, bis auf eine deutsche Wirtschaftlerin, die schon fast 20 Jahre dort im Dienste war und mit mütterlicher Sorgfalt für das Wohl ihrer deutschen Landsturmleute sorgte. Man muß die Ruhe und Ordnung bewundern, die überall von den deutschen Soldaten dort beobachtet wurde. Wir glauben kaum, daß die Franzosen das fremde Eigentum so unberührt gelassen hätten wie unsere deutschen Truppen. Wir trafen viele Wiesbadener Herren unter den Offizieren, die uns freudig begrüßten. Unser Aufenthalt, der einige Stunden währte, führte uns mit dem kommandierenden General, vielen höheren Offizieren und Fürstlichkeiten zusammen, die sich mit uns unterhielten und nach den Verhältnissen in der Heimat fragten. Wir erfuhren auch zu unserem Bedauern, daß Wiesbaden, die vor drei Wochen von Wiesbaden abgehandelt und okkupiert worden waren, noch nicht dort eingetroffen sind. Nach Erledigung der Übergabe der Papiere zum Empfang des Wiesbadener Wagens mit Wollwaren an die zuständigen Offiziere machten wir uns wieder auf den Weg zurück nach Reule. Unterwegs berührten wir den vollständig zusammengebrochenen Ort Er esly. Die Landstraße zeigte viele große Löcher, welche von Granaten herrührten, sodaß wir einigemal in Gefahr liefen, mit unserem Auto darin stecken zu bleiben.

Der Wiesbadener Wagen enthielt: 2906 Stück Wollwaren, 1302 Paar Unterhosen, 909 Stück Leibbinden, 2002 Paar wollene Socken, 340 Paar Pulswärmer, 587 Stück wollene Westen, 1280 Stück Kopfschläuche, 388 Unteranzüge, 100 Unterjassen, dazu als besondere Liebesgaben 40 000 Zigarren und 250 Flaschen Wein.

(Fortsetzung folgt.)

Wäscht von selbst
ohne Reiben und Bürsten.

persil
das selbsttätige
Waschmittel

Bleicht und desinfiziert.
Garantiert unschädlich.

**Herren-Anzüge, Paletots,
Ulster, Loden-Mäntel, Regen-Mäntel, Gummi-Mäntel,**

Beinkleider, Hausjoppen, Lodenjoppen, Schlafrocke

in enormer Auswahl neu eingetroffen und in jeder Größe und Preislage fertig am Lager.

Jünglings- und Knaben-Kleidung in geschmackvoller Ausführung.

Auswahlsendungen sofort überall hin.

Gebrüder Dörner,

Mauritiusstrasse 4.

Alleinige Fabrikanten der weltberühmten wasserdichten Militärkleidung „Jopie“. — Preis 4.50, 15, 28, 31 M.

12894

— von Jedermann kostenlos einzusehen. —



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 5.

Wiesbaden, den 1. November 1914.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Die Wacht am Vogesenwald“, von Ernst Klein. — „Vermisch“, von Clara Blühgen. — „Der deutsche Krieg und die deutsche Kunst“, von Theodor Vamprecht. — „Germanische Totenspenden“, von H. G. Pflügl. — „Anut Karsten und sein Weib“, Erzählung von Hedwig Lehmann. — „Dammwild“, von Max Merk-Bunzberg. — „Hilberbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Sammlerwaters. — „Lustige Ecke“.

Zum Geleite:

Auf der Stufe der Kultur, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen; und nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.

Immanuel Kant.

Die Wacht am Vogesenwald.

Von Ernst Klein, Weisenburg (Elf.)

Weit und sonnig dehnt sich die Ebene zwischen Rhein und Vogesen. Und nur allmählich treten vom Westen her die Berge aus dem unsicheren Licht. Sie rücken näher; und ihre Konturen werden deutlicher.

Weit, weit im Westen tobt der Kampf — in diesen Wäldern ist alles still. Sie liegen, als lauschten sie, und leise wiegen sich die Baumkronen in einem schwachen Frühherbstwind.

Und die Dörfer und die alten Städtchen, die zwischen Wald und Reben träumen, stehen deutlich im Mittag. Die Glocken sind verstummt; die Männer zogen aus. Aber die Autos jagen durch diese Dörfer, Tag und Nacht, und die Frauen, die zurückgeblieben, wissen, daß die stille Feierlichkeit dieser Wälder und die ruhige Linie dieser Höhen Lüge sind. Im Dämmern, zwischen alten Eichen und bläulich schimmernden Tannenzäunen tobte wochenlang ein erbitterter Kampf; und zwischen hohem Farnkraut lagen mit weitoffenen Augen und Händen, die sich in den feuchten Waldboden verkrallt hatten, die Toten des August, die Toten der ersten Kriegswochen.

Und durch die Wälder geht immer noch, halb wie ein Erinnern, halb als Furcht vor dem Tag, der morgen sein wird, das Echo fernen Geschützdonners.

Der Zug schleicht träge durch die Felder. Man fährt nach Schleifstadt wie durch eine kleine Ewigkeit. Hier treten die Berge hart an den Rand der Ebene hin. Und ein paar Kilometer ist's bis zu den versteckten Dörfern hin, durch deren Gassen französische Patrouillen ritten. Nach Schleifstadt hin öffnet sich das Keibertal, an dessen westlichen Abschluß Markkirch liegt, im Schatten der Berge, über deren Kämme die Grenze läuft. Ich sah Markkirch an sonnigen Sommertagen, und ich sah es, eingebettet in hohe, weiße

Schneewälle. Immer lag im Keibertal und lag an den Bergen, hinter denen die Vogesen nach Frankreich hin abwellen, eine leichte Dunstschicht. Die Spindeln schnurrten in langgestreckten Fabriken und die Sirene gelstete über die Hänge hin.

Jetzt ist Markkirch zu einem andern Leben erwacht. Landwehrleute bewachen den Eingang, die Brücke, die zur Stadt führt. Und hinter dieser Brücke dehnt sich ein ewig bewegtes Feldlager. Die enge Straße ist kaum zu passieren. Und jeder der kleinen Plätze ist Fuhr- und Wagenpark. Der Tag verdämmerte, als ich in Markkirch ankam und von den Höhen, die ringsum steil aufragten, sank die Dämmerung. Meine Absicht, wenigstens bis zur Grenze vordringen zu können und den Schauplatz der Kämpfe vom August zu betreten, ließ sich nicht verwirklichen. Zu den Höhen hinauf gehen die Patrouillen, Autos mit Generalsäblern sausen talwärts. Hier ist noch Krieg, hier gehört noch jeder Weg, jeder stille Waldpfad der Truppe, die Wacht hält an der Westgrenze des Reiches, und wer etwas vom tiefen, strammenden Ernst gemerkt hat, der in diesen Tagen und Nächten ist hart an der Grenze, fügt sich bereitwillig dem eisernen: es darf nicht sein.

Fast verloren schien der Tag, die Fahrt nach den Wäldern und zu den Bergen. Bis zu der Nachtstunde, durch die ein kurzer Befehl ging, der das Hotel, dessen einziger Zivilgast ich war, weckte: Untreten in einer halben Stunde! Oh sie um war, kam vom Tal her ein Schreiten, hart, kurz, regelmäßig; die Kolonnen marschierten an. Lichtlos die Nacht, dunkel und schwer standen drüben die Berge. Und die Kolonnen zogen durch die enge, bergaufsteigende, dunkle Straße. Harte Tritte auf dem Pflaster. Ein Säbel flirrt. Ein kurzer, verhallender Kommandoruf. Man sieht nur Massen, kein Gesicht, dunkle schwere Massen, die aufwärts

steigen. Eine Pfeife glüht auf, wie ein schnell verlöschendes Licht eine eben entzündete Zigarre. Dann ist's still. Wie ein verträumtes Lied rauschen die Wasser der Leber. Und zwischen den Wäldern drängt unaufhaltsam zur Grenze hin der stille Heerhahn, die Kolonnen, die über die Kämme hinabsteigen zu einem blutigen Morgen.

Pferdegetrappel. Trapp! Trapp! Ich weiß nicht woher, wohin! Die in den Sätteln sitzen, ducken sich zur Mähne. Kein Anruf, kein Druck in die Weichen. Es geht alles vorwärts, ohne Kommando. Sie wissen alle, wohin.

Wieder schläft die Nacht ein. Ich bin wohl allein im großen, stillen Haus. Schlafen sie noch in Kellern, die schwere Tage und furchtbare Nächte hinter sich haben? Sicher ist dies: ich allein liege wach. Denn ich bin in Markkirch der Einzige, der zum erstenmal ganz nahe den Wäldern ist, in denen seit Wochen die Nacht liegt, die Nacht an den Vogesen. Es ist nicht Bangigkeit, was mich unruhig macht. Eine Sehnsucht ist in meinem Blut, ein Traum, etwas, das die Ausziehenden zurückließen, ein Lied vom Reiten am frühen Morgen, vom Reiten durch den träumenden Wald, vom Ritt gegen den Feind, vom Kanonendonner, vom Schlachtenruf, von wehenden Fahnen, von sterbender Jugend; von dem Wunderbaren, das Männern in den Augen, in jedem Herzwinkel, in jedem Blutstropfen sitzt, wenn die Gewehre knattern und die Kanonen brüllen; wenn die Ebene erwacht, um das Lied der Schlacht zu trinken.

Morgen! Er war so still, so schön; jauchzend standen die Berge in diesem strahlenden Licht. In Markkirch war Markttag. Von Fernen, die in Trümmern liegen, durch Wälder, durch die der Schrecken ging, kamen die Frauen, wie sie immer kommen, still, unter der Last, die sie tragen. Unberührt von dem, was gestern war und was morgen sein wird. Während sie hinter ihren Körben saßen, zogen lange Reihen von Wagen bergwärts; die Peitsche knallte und die jungen Burschen, die hinter den Pferden saßen, lachten in den Tag. Wo waren die andern, die in der Nacht ausgezogen waren? Die Wälder gaben keine Antwort. Westwärts, das wußten wir, ging der Weg; westwärts ziehen deutsche Truppen, langsam, um jeden Fußbreit Erde ringend, und alles ist nur Bruchstück einer Riesenarbeit, eines Riesenringens. Der Weltkrieg wogt und tobt.

Ein Stillen, Einsamen zog an jenem Morgen talabwärts, vergaß sich, sein kleines Dasein; und doch hämmerte es ihn im Blut. Und als Frauen grüßten, die im August schreckhafte Tage erlebt hatten, als Kinder aus Häusern traten, deren Fensterscheiben zertrümmert waren und als die niedergebroschenen Wände zerstörter Häuser einen widerlichen Brandgeruch ausströmten, drückte die furchtbare Last des einen Wortes: Krieg!, das schwerer wiegt als die Wucht der Berge, die das Tal säumen. Aber: wenn auch Einzelschicksale jetzt wie klanglose Lieder an einem vorübergehen, wenn die Kinder weinen und an den frischen Grabhügeln stehen stumme Frauen: ein Volk reißt sich auf, das um sein Dasein kämpft. . . . Ein Volk, zu dem auch die Erschreckten gehören, die in diesem Vogesental wohnen.

Wieder im Licht dehnt sich vor mir die Ebene. Von der Höhe grüßt die Burg, die weithin Ebene und Land beherrscht: die Hohkönigsburg. Und still liegen Ramstein und Ortenburg. Landsturmmänner schreiten gemächlich ihren Postenweg ab. Sie haben keinen schweren Dienst. Daheim aber, daheim warten die Frauen und warten die Kinder. Warte, Land, warte: einmal werden deine Männer wiederkehren und durch das Land wird es jauchzen: Victoria! Und von den Bergen wird's widerhallen, auf deren Kämmen jetzt die Männer die Nacht am Vogesenwald halten.

(Vom Generalkommando des 15. Armeekorps zur Veröffentlichung zugelassen.)



Vermißt.

(Der Sohn von Victor Blüthgen, der Fliegerleutnant Hans Joachim Blüthgen, wird seit dem 3. September vermißt.)

Mein Denken sucht umsonst, wo du jetzt bist —
Ein larger Zettel meldet nur: Vermißt — —

Ob dich verwundend eine Kugel traf?
Schläfst du wohl schon den allerletzten Schlaf?

Dein Flugzeug, das du fest und froh gesteuert,
Liegt es, zerschellt, in Feindesland verheuert?

Du Einziger, der den Kopf so stolz getragen,
Wohl hinterrücks von Mischelhand erschlagen — —

Nur einer bist du in der großen Schar,
Und alles ist, so wie es vordem war —

Die Lampe schickt wie sonst ihr schmales Licht,
Dein Vater beugt sein schmales Angesicht

Auf seines Buches dicke Zeilenbreite,
Ganz so wie sonst — doch wendet keine Seite.

Wir seh'n uns um — was spricht da, wortlos, stumm? —
Ein seltsam Größeln schleicht um uns herum.

Still steht die Zeit — schluchzend die Sehnsucht irrt
Um jenes Wort, dem keine Antwort wird,

Das Tag und Nacht in unserm Herzen frist,
Das Wort voll Qual, das Zweifelwort: Vermißt.

Mara Blüthgen.



Der deutsche Krieg und die deutsche Kunst.

Von Theodor Lamprecht.

Als der große Krieg ausbrach, da hatten viele Deutsche, aller Gefahren und Schrecken unerachtet, mit denen er drohte, ein Gefühl der Erleichterung. Zu groß war der politische Druck geworden, unerträglich das Bewußtsein, überall umlauert und umstellt zu werden, unerschütterlich die Ueberzeugung, daß eine Auseinandersetzung schließlich doch unvermeidlich sei. So wirkte der Kriegsausbruch wie eine Erlösung.

Es klingt wunderbar genug, aber ich bin überzeugt, daß er etwas Ähnliches auch für die deutsche Kunst bedeutet. Auch hier waren die Zustände am Ende so unnatürlich, so verworren, so unhaltbar geworden, daß ein Ausweg nicht mehr zu erkennen war. Eine neue höhere Gewalt mußte in Kraft treten, um freie Bahn zu schaffen. Sie trat in Kraft: der Krieg.

Ich spreche hier in erster Linie von den Verhältnissen auf dem Gebiete der Malerei. Ich weiß es wohl, daß begeisterte Idealen, besonders aus den jüngeren Semestern, unermüdlich der Welt verkündeten, wir feuerten geradenwegs einer großen Blüte der deutschen Malerei entgegen, ständen wohl gar schon mitten drin. Lassen wir diese Versicherungen und Auffassungen auf sich beruhen; mir kommt es hier auf ein anderes an, und das kann selbst der fanatischste Modernismus nicht wohl bestreiten. Das ist: die modernste deutsche Malerei stand dem deutschen Leben völlig fern. Sie hatte die Beziehung, die Wechselwirkung mit ihm verloren. Sie lebte nicht mit ihm, sie hatte ihm nichts zu geben. Sie war sogar stolz darauf; endlich einmal, so hörten wir, wolle sich eine reine Kunst bilden, unversehrt von Beimischungen aus anderen Lebenssphären. Eine Kunst der absoluten Form, eine Kunst des absoluten Gefühls und wie all die schönen Formeln lauteten, die mich in ihrer Unwirklichkeit immer an die Programme der „Pazifisten“ erinnern haben. Die absolute Form und der Weltfrieden — sie sind gleicherweise Konstruktionen eines durch und durch unwirklichen, blutleeren Denkens.

Natürlich sind auch in der modernsten Kunst psychologische Kräfte und Tendenzen wahrzunehmen, die wir im Geistes- und Seelenleben unserer Zeit überhaupt wahr-

nehmen. Der Künstler ist ja auch nur ein Mensch und Zeitgenosse sozusagen, obgleich ihn eine verstiegene Aesthetik am liebsten zu einem Homunkulus von einer Organisation jenseits des Menschlichen präparieren möchte. Ich rechne zu diesen Tendenzen die im Kunststreben und Kunstschaffen der jüngsten Jahrzehnte wahrnehmbare unstillbare Ruhelosigkeit des Experimentierens. Den hochgesteigerten Spannungszustand, der kein Beharren, Ausschöpfen, Ausnützen zuließ, sondern immer nach Neuem verlangte. Die der modernen Technik verwandte Neigung, die Probleme völlig zu isolieren, zu absolut eindeutigen Formeln zu gelangen.

Aber hier gerade lag die Gefahr. Was der Techniker kann, kann der Künstler nicht. Das Werk der Technik trägt die Erfüllung seiner Bestimmung in sich selbst, und wenn der 42-Zentimeter-Mörser vollkommen funktioniert, so ist er eben ein vollkommenes Werk. Die Bestimmung des Kunstwerks aber ist ihrer Natur nach ein Unendliches. Sie erfüllt sich nur in der Aufnahme durch Menschen, und diese Aufnahme muß immer und immer wieder neu sich vollziehen — oder das Kunstwerk ist tot. Es muß also durchaus in den Lebenskomplex der Menschen eingehen, muß sich irgendwie mit ihm berühren oder ihn decken oder ihn erfüllen. Ein Techniker kann nichts als Fachmann und doch ein Meister der Technik sein; ein Künstler, der nichts als Kunstfachmann ist, ist ein leeres Gefäß. Die Kunst ist kein „Fach“ wie die Technik; sie ist Ausdruck des Menschlichen in sinnlich-sichtbarer Form. Impressionismus, Expressionismus, Kubismus: das alles sind, von unserem, der Nicht-Künstler, der Kunstempfänger Standpunkte aus betrachtet, Atelierangelegenheiten, Alkoholanlagenheiten der Kunst. Uns geht letztlich allein dies an: was wird für uns damit erreicht? Was wird erreicht an Erweiterung und Vermehrung unserer Kenntnis und Erkenntnis der Welt des Sichtbaren? Was an Vertiefung unseres Lebensgefühls, an Erhöhung unserer Lebensfreude? Was an Steigerung und Verfeinerung unserer eigenen produktiven Kräfte?

Keineswegs möchte ich das Kind mit dem Bade ausschütten und in Abrede stellen, daß die Malerei in den jüngsten anderthalb Menschenaltern eine Fülle neuer, zum Teil höchst wertvoller Beobachtungen gesammelt hat. Aber dabei ist es verblieben. Diese Beobachtungen sind eine ungeordnete, ungewertete Masse von Einzelheiten, eine rudis indigaeque moles geblieben. Die Künstler selbst fühlten das und suchten die Lösung und das Heil im Stilismus. Die Tendenz war unwirksam bis zum Phantastischen: der Stil, der die Synthese aller in der Kunst lebenden und wirkenden Kräfte ist, sollte im Atelier fabriziert, nach Atelierrezepten und Atelierformeln gemacht werden. Das Treiben, wie es sich in den Ausstellungen des jüngsten Jahrzehnts darstellte, erinnerte schon an den Betrieb der Goldmacher des Mittelalters: es war ein ruheloses Probieren und Rezeptieren, ein Mischen und Köfen, ein mißtrauischer Wettbewerb geheimnisvoller Formeln. Aber das Gold wollte und wollte nicht gelingen. Es fehlte die Substanz, und statt der lebendigen Natur und des lebendigen Menschen erzielte man die Frage.

Und dann: es waren üble Beisätze in diesem Treiben. Vor allem der infame Geruch der erotischen Unreinlichkeit. Das Erotische verirrte sich in bare Gemeinheit, und wer das rügte, ward als ein Banause verworfen, der am Stofflichen kleben bleibe. Es war aber gar nicht immer der Stoff oder doch nicht der Stoff allein, der den Widerwillen hervorrief — es war die Form, die Behandlung. Man beobachtete ein widerwärtiges Schwelgen des Pinsels im Bedenklichsten; zuweilen war es der Geist unreifer Halbwüchsiger, zuweilen der überreifer Lebensgreis, dem man begegnete. Unter dem Aushängeschild, daß der Stoff im Kunstwerke ohne Bedeutung sei, glaubte man sich zu allem Gewagtesten berechtigt. Diesen Geist nun darf und muß man aufs Konto der Nachahmung der Franzosen setzen. Es ist der Geist des Montmartres und des Quartiers latin; der Geist eines Volkes, dessen Auffassung vom Verhältnisse der Geschlechter der unserigen schnurstracks zuwiderläuft. Die ganz und voll Modernen rümpften die Nase, spotteten über Moralungsvergiftung und wollten in dieser französischen Auffassung wohl gar die „freiere“ oder „wahrere“ sehen. Hier ist aber

die Grenze, die der Aufnahme fremder Wesenselemente durchaus gezogen ist: es kommt überhaupt nicht darauf an, die beiderseitigen Auffassungen dieser Dinge zu vergleichen und zu bewerten, sondern man muß begreifen, daß das, was die Art unseres Volkes ist, ein für allemal anerkannt und geachtet werden muß. Volksart ist ein Granit, an dem Atelierphrasen ablaufen wie Wasser, und eine Kunst, die sich nicht selbst zum Tode verurteilen will, muß die Gegebenheiten der Volksart annehmen, sich auf ihnen aufbauen und sich zur Aufgabe stellen, sie zu ihren höchsten und vollkommensten Möglichkeiten zu entwickeln.

*

Blickt man jetzt, unter den Eindrücken und Erlebnissen dieser großen und ernsten Zeit, auf all das zurück, was wir seit Jahren in Ausstellungen gesehen haben, so will es uns ein Traum, ein häßlicher Traum bedünken. Es ist ganz seltsam unwirklich. Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß auch bisherige Anhänger der modernsten Kunst dieser Empfindung sich nicht erwehren können, daß sie gleichsam erwachen. Sie haben wohl in ihrem Kampfeifer für die Interessen der von ihnen geschätzten Künstler selbst nicht gemerkt, wie weit sie sich nach und nach von der Wirklichkeit entfernt hatten.

Die Wirklichkeit aber, die sie jetzt mächtig, alles niederwerfend mit Augen sehen und sehen müssen: das ist das deutsche Volk.

Ich glaube, daß gerade unter den Künstlern viele sich vom deutschen Volke eine falsche Vorstellung gebildet haben. Sie beurteilten es nach gewissen Kreisen, die ihnen nahe standen. In diesen Kreisen waren es die ästhetischen Werte, die über alles gestellt und geschätzt wurden; das höchste Interesse, das man kannte, waren die äußeren Formen des Lebens, in denen man mit einem groben Denkfehler die Kultur erblickte zu dürfen glaubte. Für den eigentlichen Gehalt dieser Formen hatte man kein Interesse und keinen Sinn. Das Natürliche lag fern, es ward mißachtet, weil es zu einfach, zu primitiv erschien; in Schätzung hingegen stand das, was man als das Differenzierte ansah, das Abgeleitete, das Künstliche. Durch Geschmack, durch Raffinement der Form ließ man sich blenden; lehrreich ist die Erfahrung Maeterlins, in dem man einen tiefen Dichter oder gar tiefen Denker zu erkennen glaubte, weil er die Geste der Tiefe anzunehmen verstand — und doch haben die jüngsten Ereignisse gezeigt, daß hinter dem pompösen literarischen Falkenwurf des Mannes sich eine kleine und im Grunde genommen grobe Seele verbirgt.

Viele unter uns haben sich der Besorgnis nicht erwehren können, daß der hohle Aesthetizismus dieser Kreise bereits anstehend und verheerend gewirkt habe. Man fürchtete, daß das gesunde Mark des deutschen Volkes angegriffen sein könnte. Die Ereignisse haben — und dafür sei der Genius unseres Volkes gepriesen — diese Besorgnungen glücklicherweise als irrig erwiesen. In der entscheidenden Stunde erwies sich das deutsche Volk als groß und gesund, als stark und männlich. Es zeigte sich, daß es noch immer das alte mächtige Kriegervolk war, und mit gelassener Hand schob es in der großen Stunde den ganzen Schnitzelberg der Phrasen zur Seite und bekundete den heldenhaften, entschlossenen Willen zur Tat. In jenen Augusttagen, die keiner von uns je vergessen wird, zeigte es sich, daß die Deutschen sich ihre Natur, die natürlichen Wurzeln ihres Empfindens und Handelns unversehrt erhalten haben. Das war das wirkliche deutsche Volk, das sich da wie ein Mann erhob, nicht jenes, an dem Aestheten seit Jahren und Jahrzehnten nörgelnd und schümeisierend herumgedoktert hatten, um es zum feinen Geschmacke und zur Kultur, zu der Kultur, die sie meinten, zu erziehen — oder vielmehr zu verbilden.

Sodiel steht nun fest: nach dem, was jetzt geschehen ist und noch geschieht, ist unsere moderne Kunst fürs erste abgetan. Sie scheidet völlig aus. In seiner Schicksalsstunde hatte sie dem deutschen Volke nichts zu sagen, nichts zu bieten. Es ist bitter genug, das aussprechen zu müssen, aber wir wüßten von Schöpfungen jüngerer deutscher Maler auch nicht eine zu nennen, vor die wir jetzt das deutsche Volk rufen könnten, damit es seine edelsten und mächtigsten Kräfte

darin, sich zum Troste und zur Erhebung, wiedererkenne. Vielleicht könnte man den „Einsamen Mann“ von Fritz Erler ausnehmen: jenen blonden Jüngling, der, von Untieren umlauert, stark und fest durch die Bergeinsamkeit dahinschreitet, entschlossen, sein Wanderziel zu erreichen. Aber Erler ist ja auch bekanntlich für die Modernen der strikten Observanz nichts anderes als mauvais genre; und so muß es im ganzen doch dabei verbleiben: unsere moderne Kunst hat verjagt.

Wieht die Frage, ob und wie der große Krieg auch auf die Künstler zurückwirkte, und ob er die Kunst in andere Bahnen lenken werde. Braucht es erst gesagt zu werden, daß ich hiermit nicht meine, die Maler sollten künftighin nach Leibeskräften Schlachten und Kriegsbilder malen oder ihre Werke in den Geist des Hyperpatriotismus eintauchen? Die Frage ist eine andere; es ist die, ob auch die Künstler an der inneren Erneuerung unseres ganzen Volkes teilhaben und dadurch in eine neue, innigere Beziehung zu unserem Volksleben treten werden. Bei einem Volke, wie dem unserigen, das durch seine Geschichte wie durch seine geographische Lage eigentlich immer in seiner Existenz gefährdet ist, ist es ein Gebot der Selbsterhaltung, daß die Tätigkeit aller Volksglieder, sie sei, welcher Art sie wolle, sich zuletzt immer wieder auf das eine große Interesse der Erhaltung, der Förderung, der Stärkung unseres Volkes beziehe. Es ist Lebensgebot: wir alle und unser Schaffen und Tun müssen auf lange, noch garnicht absehbare Zeit hinaus politisch in dem Sinne sein, wie eben angedeutet wurde. Und das gilt meines Erachtens auch für den Künstler. Auch der Künstler muß nach dem aristotelischen Worte ein „politisches Geschöpf“ werden. Er muß sich als Bürger und Staatsbürger fühlen lernen, er muß Leid und Freud seines Volkes mitempfinden — nicht ebenso stark, wie die anderen Volksgenossen, sondern viel stärker, viel intensiver, da er dazu berufen ist, dem noch Ungeformten Gestalt, dem noch Unausgesprochenen Stimme zu geben. Wenn sich bei den Künstlern eine Erneuerung in diesem Sinne vollzieht, dann werden auch ihre Werke eines neuen Geistes voll werden. Sie werden politisch, national in einem höchsten Sinne sein. Ein politisches Werk in diesem Sinne war der Moses des Michelangelo, das Denkmal des gewaltigsten aller Päpste; ein politisches Werk war auch seine Nacht, das Grabmal der florentinischen Freiheit. So ist auch Rubens in allen seinen Schöpfungen ein durch und durch politischer Maler gewesen. Eine nationale Kunst kann das deutsche Volk nur aus der nationalen Erneuerung der Künstlerenschaft gewinnen. National aber nennen wir diejenige Kunst, die es sich zur Aufgabe stellt und die die Fähigkeit hat, im eigenen Volke die fruchtbarsten und edelsten Kräfte zu erfassen und diese in ihren Schöpfungen so zum Ausdruck zu bringen, daß die Nation in den Werken der Kunst ihr eigenes Idealbild erkennt und durch sie angeregt und angespornt wird, sich dem Ideale ihres Volkstums immer mehr anzunähern.



Germanische Totenspenden.

Von H. G. Pflugl.

Man ist lange Zeit der Ansicht gewesen, daß unsere Vorfahren nur einen Glauben vom Fortleben der Seele in Walhall gehabt hätten. In dieser irrthümlichen Auffassung war man bestärkt worden durch die germanische Sitte, den gefallenen Helden ihre kriegerische Ausrüstung mit ins Grab zu geben, jedenfalls nur zu dem Zwecke, wie man folgerte, sich ihrer in den alltäglichen stattfindenden Weisterterschlachten vor Walhalls Toren zu bedienen. Aber dieser Glaube von dem Kriegesparadies ist nur eine im germanischen Norden ausgebildete poetische Form von der allgemeinen Ueberzeugung, daß das Leben nach dem Tode ein Abbild des irdischen sei, und der Brauch, den toten Helden im Schmucke seiner Waffen zu begraben, ist weit älter und verbreiteter, als der Glaube an Walhall. Schon Tacitus berichtet, daß jedem Germanen seine Waffen, oft auch sein Ross, mit ins Grab gegeben wurden, und viele Jahrhunderte über die schriftlichen Quellen germanischer Sitte hinaus gehen die Kunde, die aus der Erde ausgegraben sind, und die uns in stummer, aber treuester

Weise bezeugen, daß es eine der ältesten germanischen Sitten war, dem Toten in seinen Sarg mitzugeben, was ihm im Leben lieb und wert gewesen war.

Aus der Steinzeit bereits findet man Waffen, Handwerkszeug, Schmuckstücke und Tongefäße in den Gräbern, und die folgenden Zeitalter setzten den Brauch fort; Trinkhörner, Würfel, Glasbecher und dergleichen mehr treten zu den früheren Gegenständen. Die Westgoten senkten ihren König Alarich mit vielen Schätzen in das trocken gelegte Visentobett und beerdigten ihren greisen König Theodorich im vollen Waffenschmucke angesichts des feindlichen Meeres auf dem fatalen Schlachtfeld. Als der nordische Wiking den Ozean auf seinen Barken durchfuhr, da gehörte sogar sein Schiff mit zu den Totengaben. Die Kunde von Lüne und Goslar in Norwegen, wo sich in mächtigen, über 20 Meter langen Schiffen neben dem mit fürstlicher Pracht umgebenen Häuptling Sklavengeweine, Pferde- und Hundeskelette erhalten haben, sprechen für die Echtheit späterer Quellen, die dieses berichten. Ja, selbst die Frau folgte in urgermanischer Zeit dem Gatten ins Grab nach, entweder freiwillig oder durch die Sitte genötigt. Nanna folgte Valdr, Brunhild tötete sich, um Sigurd zu begleiten, und von den Denkmälern berichtet Procopius den Brauch der Frauengrabsolge. Den Frauen gab man natürlich vor allem Schmuckstücke und Toilettengegenstände mit, dann aber auch Schere und Messer, Spindel und Wirtel, Nadel und Baden usw., den Kindern Spielzeug und Blumensträuße.

Diese Totengaben repräsentierten in ihrer Gesamtheit nicht selten einen hohen Wert, vielfach ein Drittel der gesamten Habe des Verstorbenen, doch nahm man es zu manchen Zeiten nicht allzu peinlich mit der Grabausstattung. In den Gräbern der längeren Steinzeit finden sich häufig beschädigte Stücke, Beile ohne Schneide, zerbrochene Meißel, Bruchstücke von Speeren u. a. m. Nach Einführung der Leichenverbrennung (Bronzezeit) gab man den Toten oft statt der wirklichen Waffen verkleinerte Nachbildungen mit. Sophus Müller meint in seiner vorzüglichen „Nordischen Altertumskunde“, daß man solche Miniaturwaffen in die Gräber legte, weil gröbere Beigaben keinen Platz in den Urnen hatten. Dies ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen; wenn man aber vor allem auch kostbaren Schmuck durch winzige und geringwertige Nachbildungen ersetzt findet, so liegt der Gedanke doch recht nahe, daß die Angehörigen sich durch Darbringung dieser Gaben eines wirklichen Opfers entbinden wollten, eine Praxis, welche sich in Bezug auf religiöse Spenden immer leicht entwickelt und bei tiefer wie bei höherstehenden Völkern durch zahlreiche Beispiele belegt ist. In späterer Zeit scheint man aber die Toten wieder außerordentlich reich auszustatten zu haben, schreibt doch die Sage Heinrich I. ein Verbot der verschwenderischen Leichenausstattung aller Art zu. Wenn hierin nun auch ein Wandel eintrat, der sich ja aus wirtschaftlichen Gründen ganz von selbst ergab, so hat sich doch die Sitte bis herauf in unsere Zeit erhalten. Sie läßt sich durch die Jahrhunderte verfolgen, sie ist gewandelt mit der Kultur des Volkes und hat deren Gewand angezogen, bis man endlich soweit gekommen ist, dem Toten Tabaksdose, Handmesser und gefüllte Schnapsflasche (Weinhold, Altnordisches Leben), ja selbst Regenschirm und Gummischuhe (Köhler, Volksbrauch im Vogtlande) mit in den Sarg zu legen.

Langsam erhielt sich auch der Brauch, den Toten mit Speise und Trank zu versorgen, heidnisch-germanischem Glauben gemäß bedurfte er der Nahrung wie jeder Lebende. Hier und da legt man dem Toten noch heute ein Stückchen Brot in den Sarg, Schüssel und Köffel, die sich in einigen Gegenden Norddeutschlands als übliche Beigabe finden, sollen wohl ebenfalls Speisespenden andeuten. In altheidnischen Gräbern findet sich fast stets wenigstens ein irdenes Gefäß zu Kopf oder Füßen des Beerdigten, ebenso in den nordischen Hirschenstüben der Steinzeit, in späterer Zeit aber ward dem Toten häufig ein vollständiges Speise- und Trinkservice mitgegeben. Aus Nesten von Nahrungsmitteln, die man gefunden hat, geht hervor, daß die Gefäße nicht leer beigelegt wurden. So fanden sich in den Gräbern Skeletteile von Schweinen und Schafen, Fischen und Geflügel und hin und wieder auch lugelförmige Klumpen, laibleinartig aus gestohlenen Korn und aus Tonerde zusammengebacken, von den Flammen des Leichenbrandes mitfalsiniert, die man zweifellos für Opferbrote anzusehen hat. Noch zu Leb. Frankens Zeiten brachten, wie er berichtet, die Fremde in Franken, welche zum Begräbnis kamen, Wein, Mehl, Brot und Licht für den zu Beerdigenden mit.

Nach heidnisch-germanischem Glauben gingen alle Toten in das unterirdische Reich Hells ein. Dieses lag, wie die Edda berichtet, tief unten im Norden, in dichte Finsternis gehüllt. Wenn Mächte lang riit der Götterbote Hermodr, als er zu dem toten Baldr geschickt wurde, durch dunkle, tiefe Täler, worauf er zum Fluß Gjöll und zu der über ihn führenden goldglänzenden Brücke gelangte, aber erst weit jenseits, tiefer und

nördlicher, lag Dels freudloses Reich. Damit sich nun der Tote auf seiner Wanderung durch die dunklen Täler des Todes nicht verirrete, gab man ihm Lichterzeuger mit. Feuerstein und Stahl trugen fast alle männlichen Gerippe bei sich, welche Lindenschmit in den Frankengräbern zu Selzen, unweit Dovenheim in Rheinhessen, untersucht und beschrieben hat. Wanderstäbe und Holzleuchter waren den Mannenleichen angelegt, die W. Menzel im württembergischen Oberamt Tuttlingen aufgefunden hat. Wichtig war es ferner, den Toten für den weiten Weg mit neuen und besonders festen Schuhen zu versehen. Mithrasischer Brauch forderte, daß vor dem Schlaf des Grabhügels ein Nachbiverwandter noch hineinging und dem Toten den Hellschuh festband. Best noch glaubt das Volk, daß, wer der Leiche keine Schuhe mitgibt, sie ihr achtsam erstaten müsse, und wer ihr schlechte gibt, bei dem läßt sie sich schlafend hören. Auch Münzen wurden mitgegeben, da an der Geißerbrücke Glallar oder bei der Fahrt über den Totenstrom ein Boll erlegt werden mußte.

Die Sitte, dem Toten Lichterzeuger mitzugeben, finden wir noch heute in den hier und da üblichen Kerzenfendern: so wird im Erzgebirge dem Toten eine Kerze in den Sarg gelegt, noch allgemeiner aber hat sich im Volke die Totenmünze als Totengabe erhalten. Wir finden sie noch überall in Deutschland. Interessant ist, welche Bedeutung sie im Laufe der Zeit gefunden hat. Ursprünglich ist sie wohl nichts anderes als eine Erbschaft. Der Tote konnte beanspruchen, seine gesamte Habe mit ins Grab zu bekommen, insbesondere alle seine Schätze, aber aus wirtschaftlichen Gründen tritt schon frühzeitig ein mehr oder weniger bescheidener Erbsatz ein, der sich schließlich in den meisten Fällen auf ein paar Münzen beschränkt. Später wird die Totenmünze zum Fährgeld oder Brückengeld, und in christlicher Zeit verwandelt sie sich in eine Peterssteuer, die von dem Verstorbenen dem Torwart der Himmelsporte zu entrichten ist. Daher fand man in Christiengräbern zu Trier aus dem dritten Jahrhundert Gerippe mit einem silbernen Groschen und in Steinfargen aus dem fünften Jahrhundert Schadel, in deren Mundhöhlen kleine Silbermünzen lagen. In einem Schadel aus den zwischen Rivois und La Tour gelegenen Burgundionengräbern lag sogar ein Geldstück mit der Aufschrift: Tributum Petri. Hier und da gibt die Totenmünze auch als Bekehrung für die lange Reise ins Jenseits, und schließlich trifft man auch die Deutung an, daß durch sie dem Toten sein Eigentum rechtlich abgekauft werde, eine Auffassung, die der ursprünglichen Bedeutung der Totenmünze wieder sehr nahe kommt.

Alles, was dem Toten mitgegeben wurde, gewährten ihm die Menschen aber nicht nur um seiner, sondern auch um ihrer willen. Nach den Vorstellungen des noch heute herrschenden Aberglaubens ist das Leben nach dem Tode nicht ein verklärtes und von den Schranken des Irdischen befreites, sondern haftet an dem Diesseits und wird vorherrschend als eine Art Halbleben, als ein schattenhaftes, unfreundliches, für die Lebenden unheimliches vorgestellt und das Hauptglied nur in der Ruhe gefunden. Um ihm nun diese Ruhe zu verschaffen und damit er die Lebenden durch sein Wiederkommen nicht erschrecke, wird dem Toten mit ins Grab gegeben, was ihn im Unterlassungsfalle wieder ins Haus zurückziehen könnte. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sieht man z. B. vielfach noch darauf, daß nichts von dem im Hause zurückbleibe, was dem Toten namentlich in den letzten Augenblicken so nahe war, daß er es insbesondere als das Seine betrachten könnte. Er würde sich sonst unfehlbar an diesen Gegenstand halten, und wäre er auch nur so geringfügig wie die Nadel, mit welcher sein Totenkleid genäht, wie der Kamm, mit dem er zuletzt gekämmt wurde, wie das Tuch, mit dem man ihm die feuchte Stirn trocknete. Mitunter wird es geradezu ausgesprochen, daß man dem Toten etwas mitgibt, seine Bedürfnisse befriedigt, um Ruhe vor ihm zu haben. So legt man ihm im Sarg ein Geldstück unter die Zunge und spricht: „It gewo bist dat dinige, blif (bleib) mit von den minigen.“

So hat sich der Brauch, den Toten allerlei Gegenstände mitzugeben, aus uralter Zeit bis in die Gegenwart erhalten. Er hat sich vielfach gewandelt und ist je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der verschiedenen Zeiten und der verschiedenen Stände bald in dieser, bald in jener Form geübt worden, geschwunden ist er aber nie, auch nicht in den gebildeten Kreisen unseres Volkes; denn wer will uns wehren, die Kranzspende als Erbsatz und Symbol dieser Sitte aufzufassen? Ehe der Hügel des in der Bravallachschlacht gefallenen Königs Harald Bildstöckchen geschlossen wird, treten seine Freunde herzu und werfen große Ringe und gute Waffen hinein. Zu Seb. Franks Zeiten bringen die Leidtragenden Brot, Mehl, Wein und Rind dem Toten als letzte Liebesgabe dar, heute aber legt der Freund dem verbliebenen Freunde einen Kranz als letztes Zeichen der Liebe und Verehrung auf den Grabhügel.

Knut Karsten und sein Weib.

Erzählung von Hedwig Rehm ann.

Als ob seit Monden kein Tropfen gefallen wäre und nun die Wolken in breiten Rissen sich geöffnet hätten, so stürzte der Regen hernieder. Wie rasend, in langen Atemzügen heulte der Sturm. Dazwischen heulte der Donner durch die Nacht, weithingezogen, hoheitsvoll, oder er krachte in furchtbaren Schlägen, wie wenn er die Erde spalten wollte, ratterte in boshafem Knattern und Prasseln, als schlug er die Welt in lauter kleine Stücke. Wenn der Sturm aussetzte, hörten Knut Karsten und Jürgen, der Sohn, die Tropfen vom Fensterbrett und von der Stubendecke auf den Fußboden ticken, denn die Fensterläden schützten nicht gegen den Platschenden Regen, und in das Dach hatte der Sturm längst wieder ein Loch gerissen, nachdem Jürgen es heute morgen ausgeflickt hatte.

Jetzt rührte der Junge sich nicht. Er saß an Knut Karstens Bett, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Kinn auf den nervigen Fäusten. Wer aber das Gesicht hätte sehen können beim schwachen Schein der kleinen Hängelampe, der würde überrascht gewesen sein von seiner Bewegtheit. Da gewitterte die Ungeduld, grölzte verhaltener Hohn, stand für Minuten eine dumpfe Ergebung. Aber immer brach der Unmut durch. Dann zogen sich die schwarzen, buschigen Brauen auf der schöngezeichneten Stirn zusammen und die Lippen wurden dünn und schmal. Was sollte er das Dach noch ausflicken? In einer Stunde war's wieder das Gleiche. Und wenn der Damm brach, was half dann das Dach, und wenn's dicht gewesen wäre, wie das der Arche Noahs? Und die Männer meinten alle, daß der Damm nicht standhalten würde. Alle waren sie draußen, Wache zu halten und anzupacken, wenn's galt. Und er mußte hier sitzen und konnte nichts tun. Den Knecht hatte der Vater mit dem Vieh auf den Müllerberg geschickt, falls das Wasser käme. Aber die Magd hätte dableiben und am Bett sitzen können. Er konnte dem Vater nicht sagen, wie schrecklich es sei, da still zu halten. Aber eben darum war er zornig und haßte ihn in diesem Augenblick, und verachtete ihn um seiner Krankheit willen, und wußte es nicht.

Da seufzte Knut Karsten, der seinen Sohn beobachtete, tief auf.

„Geh', Junge,“ sagte er, „und sah an, wenn's not tut.“

Nun zauderte Jürgen doch. „Und du, Vater?“ fragte er zaghaft, denn er wußte, wie wild der Alte werden konnte, wenn er an seine Krankheit erinnert wurde. Aber heute sagte er nur finster: „Ist's nicht genug, daß ich hier auf dem Faulbett liege mit solchen Fäusten?“ Und er schüttelte die geballten, sehnigen Hände. Die Arme und der Kopf waren alles, was er von seinem mächtigen Leibe noch rühren konnte.

Wie ein Brett lag er da.

„Soll ich dich nach oben tragen, Vater?“

Da sah Knut Karsten seinen Jungen, der hoch und aufrecht, aber schwächlich noch, vor ihm stand, unter gesenkten Lidern hervor, halb belustigt, halb mitleidig an. Aber hart sagte er: „Wenn ich das wollte, hätte ich es dich längst geheißt. Geh', sag' ich.“

Und noch einmal der Junge: „Wenn aber das Wasser kommt? — —“

„Kannst du es hindern, wenn du hier herumlungerst? Marsch, sag' ich.“

Da nahm der Sohn, schamhaft fast, des Vaters Rechte: „Nur einmal nachsehen will ich, Vater. Gleich bin ich wieder da.“

Und nun war Knut Karsten allein. Er horchte erst auf die verhallenden Schritte seines Jungen, dann auf das Wetter, das allmählich schwächer wurde und auf die immer langsamere tickenden Tropfen. Dann kamen die Gedanken. Seit Knut zu Bett liegen mußte, hatte er sich das Denken angewöhnt.

Ja, nun war er allein. Aber war er nicht eigentlich immer allein? Sie hatten alle so viel zu tun, die andern. Er hatte ja gesehen, wie es den Jungen hinauszog. Und

es war gut so. Ein Karsten mußte übrig bleiben. Und es war kein Schade, wenn der andere ging. Das Wasser würde sicher kommen. Er, Knut Karsten, hatte schon vor Jahren gesagt, der Damm taue nicht. Aber sie waren alle so sicher gewesen. Seit Menschengedenken hatte das Wasser keinen Schaden hier angerichtet. Nun kam es doch, und Knut Karsten lag allein in seiner Stube und konnte sich nicht rühren.

Jürgen würde sich bald trösten. Es würde ja so viel zu tun geben, wenn das Wasser sich verlaufen hatte. Daß er das Dach nicht noch einmal ausgeflakt hatte, war falsch. Aber das würde er in Zukunft schon anders machen. Das ewige Kommandieren hatte ihm nicht gut getan. Er war trotzig geworden, denn er war Knut Karstens Sohn und auch Trude Wewers Sohn. Das Blut der Wewers hatte den Jungen nicht schmiegamer gemacht.

Und Knut Karsten dachte an die Frau. Mit einem Mal sah er sie vor sich stehen, im Brautkranz, fast so groß wie er und stark und biegsam wie eine junge Tanne. Von zärtlicher Demut war nichts bei ihr zu sehen. Hochmütig war ihr Mund, und unbeweglich ihr erblaßtes Gesicht, nur in den Augen flimmerte es heiß. — Dann war er mit ihr allein. Sie hatte die Myrthe und den reichen Goldschmuck abgelegt, und er wollte sie umfassen. Da freuzte sie lachend die Arme unter der Brust und sie rangen miteinander. Aber aus dem Scherz ward Ernst, und sie sagte mit verdunkelten Augen und eisenharten Zügen: „Ich will doch sehen, wer der Stärkere ist.“

Wer der Stärkere ist! Das hatte ihr Eheleben regiert, bis Trude ging, als die Stärkere. Denn Knut konnte es nie verwinden, daß sie ihn allein gelassen, hatte heimlich gehofft, sie werde wiederkommen. Aber sie war fortgeblieben, sie war die Stärkere. Und jetzt mußte er an sie denken. Plötzlich sagte er in die Stille hinein: „Trude!“

Dann kam ein Spul, daß er sich an die Stirn fühlte, ob er wach sei. Die Thür ging auf und seine Frau trat über die Schwelle. Sie hatte einen weiten, dunklen Mantel an und trug eine Laterne in der Hand.

„Knut!“ sagte sie leise und trat an sein Bett. Warme Finger fühlten die seinigen. Nun wußte er, daß es kein Spul war. Er machte die Augen zu und lächelte wie ein Kind im Weihnachtsraum, zum ersten Mal im Leben warm überrieselt vom Glück.

Zu sagen hatten sie einander nicht viel. Er wußte, wo und wie die Trude, nicht weit von ihm, gelebt hatte, und sie war von dem, was auf dem Hof geschah, unterrichtet, als wäre sie nie fortgewesen. Sie wußte, daß Knut die Wirtschaft vom Bett aus regierte, daß Sohn, Knecht und Magd seine Befehle ausführten, als könne er sich jeden Augenblick vom Lager erheben. Aber die Reue griff ihn mit schwerer Hand ins Herz, als sie den starken Mann so hilflos liegen sah. Wenn er ihr jetzt Vorwürfe gemacht hätte, sie würde ihm still zugehört und ihm recht gegeben haben.

Nun fragte sie auch nach dem Jungen. Knut erschrak, er hatte alles vergessen. Er sei nach dem Damm gelaufen, sagte er, und Trude nickte. Sie hatte es sich gedacht. Damit waren sie beide mit ihren Gedanken in der Gegenwart. Sie hatte von dem Hochwasser gehört, darum war sie hier. Prüfend sah sie auf Knut, dann spähend und unbewußt bange in der Stube umher.

„Soll ich versuchen, dich nach oben zu bringen?“ fragte sie ganz zart. Daß Haus sei fest und oben wäre man wohl geborgen, fügte sie hinzu.

Knut Karsten seufzte. Das Leben sah ihn im Augenblick so lieblich an, daß er den Tod gern noch ein wenig beiseite geschoben hätte. Aber da war keine Rettung. Er hob den Kopf, Trude bemühte sich, ihn zu stützen. Aber die Kräfte der starken Frau reichten nicht aus, diesen Riesenkörper auch nur ein Weniges in die Höhe zu bringen.

„Geh, Trude,“ sagte er fest, „am Lindenhof wirst du noch vorbeikönnen. Und ich danke dir auch, daß du gekommen bist.“

„Und du?“ fragte sie. Durch ihre Blicke irrte ein Zagen.

„An mir Krüppel liegt nichts.“ Er drehte das Gesicht nach der Wand. Seit die Frau da war, fühlte er sich nicht ganz sicher. Und richtig, da sagte sie auch schon: „Dann wäre ich nicht hier.“

Wohl rieselte es ihm über das Herz, aber eine Angst sagte ihm um Trude. Er wollte sie weg haben aus dem gefährdeten Hause.

„Geh über den Müllerberg ins Dorf, vielleicht findest du dort Hilfe.“

Es war eine Stunde ins Dorf, eine wieder zurück. Bis dahin hatte das Wasser vielleicht sein Werk hier getan, aber die Frau war gerettet.

Ich bin übers Dorf gekommen und wollte gleich Hilfe mitbringen. Aber alles, was Kräfte hat, ist beim Damm, oder hat mit der Vergung des Eigenen zu tun. Jürgen sei ja zu Hause, sagten sie.

„Um Jürgens willen,“ mahnt Knut.

„Jürgen braucht mich nicht. Es war ein Kampf mit ihm schon vor acht Jahren, und er war oft stärker als ich.“

„Geh, Trude,“ bat der Mann noch einmal.

„Würdest du denn gehen, wenn ich da läge?“ fragte sie.

„Ich würde dich tragen können.“ Etwas wie Belustigung zuckte um seine Augen. Einmal wenigstens mußte sie zugeben, die Schwächerere zu sein. Da reckte die Frau den Kopf lauschend vor. Ihre Augen wurden weit und starr.

„Das Wasser!“ sagte sie heiser. In der Ferne war ein Rauschen und Säusen, und immer deutlicher und stärker wurde es.

„Durchs Kammerfenster,“ schrieb der Mann, „den Müllerberg hinauf!“ Aber, als könne sie ihn schützen, beugte sich die Frau über ihn, die Hände hüben und drüben auf der Bettkante. Ihre Brust drückte sich an die des Gatten. Dann ein Donnern, Brausen und Gurgeln. Das Haus erbebt von der Wucht des Anpralls. Knut Karsten schlug seine Arme um die Schultern seines Weibes, und Trude preßte ihre Wange auf sein Gesicht.

„Du bist doch die Stärkste,“ sagte er an ihrem Ohr.

Aber es war kein Menschenwort mehr vernehmbar.



Damwild.

Von M. Mert-Buchberg.

Pißch pißch, pißch pißch! Ich kann mir nichts Schöneres denken auf der Welt, als solch einen Schnürlregen, bindladend und beharrlich, wie er sich nach kalten Gewittern zuweilen auszutragen pflegt. Von oben geht's pißch pißch, unten sagen die genagelten Jagdhäute bei jedem Schrittwechsel quitsch quatsch, und streift man unter einer tiefhängigen Böbre oder Bude oder sonst was vorbei, so geht's Mißsch Matsch.

Pißch pißch, quitsch quatsch, Mißsch Matsch! Ist das nicht schön? Na also!

Und wie angenehm erträgt sich der ganze Zimmel, wenn man dabei fünf, sechs Stunden vom Jagdhaufe entfernt ist, und wenn der trübselige Wildnißfischer statt Richtung Sahara Richtung Dundra gegondelt ist und sich das vermeintliche Behilf auf der Schneise immer wieder als ein Stubben, eine Kuffel oder sonst was Vegetabilisches entpuppt, niemals aber als Lorenz der Ersehntel! Man tappt weiter und freut sich, weiß so schön ist, deshalb so schön, weil man nimmer nasser werden kann, als man's obnebin schon ist. Bis auf die Schwarte nämlich. Ich paffe meinen Riesenlopf und stapfe fürbass. Pißch pißch, quitsch —

— ment!

„Sagtest du etwas?“ Ich drehe mich um und betrachte mit demüthiger Aufmerksamkeit meinen Freund, den lateinischen Altknall vom Ministerium oder Ober —, was weiß ich, was er in der Stadt brin treibt, er ist ja sonst ein ganz patentter Kerl und begeisterter Weidmann.

Also: „Sagtest du etwas?“

„Himmelkreuzsakrament! Bin ich ein Windhund? Was rennst du denn so verrückt?“

Ich neige vor der hohen Obrigkeit demutspoll das Haupt. Matsch! rinnt mir's vom alten Jagddeckel.

„So reime doch wenigstens nicht so! Nasser kann ich auch nicht mehr werden, und einmal muß doch das Jagdhaus auf-tauchen!“

„Auf dem Weg nicht, Euer Hochweisheit!“

„A — u — dem — Weg —“

„— nicht, Verehrtester! Denn wir gehen gar nicht nach dem Jagdhans! Das liegt grad kunkär im Gegenteil!“

„Gegenteil? Mensch, du bist mondsüchtig! Wir müssen doch zum Jagdhans!“

„Dawohl, Euer Erhabenheit! Aber erst anderswohin. Trinken wir erst mal einen!“

In dem Punkt laß' ich mich nicht lumpen. Gut, aber viel!

„So, und jetzt laß' mit dir reden, alter-Schwede! Naß sind wir, nasser werden wir nimmer. Und bis der Lorenz, die alte Schnapsente, sich bis an diesen Pol durchgetorkelt hat, wird's Gott weiß wie spät. Ich hab' aber noch keinen Regen gekannt, der nicht zeitweilig einmal ausgeschaut hätte. Und auf dieses Ausschauen bau' ich meinen Plan. Drüben im toten Grund steht manchmal Damwild. Der schwarze Schauler ist dabei. Vielleicht! Du weißt, das Wild kann den Nachregen nicht leiden, zieht aus den tröpfelnden Bäumen heraus und äst sich in den Runkrausen wie wild. Du birst auser durchs Gehäus, ich helfe ein bißchen nach und kuste den toten Grund durch, vielleicht! Kest, marisch!“

Aus dem Holz am toten Grund stehen Fährten hinaus. Ich drückte mich an eine alte Samenbuche und nehme leise den Regen-deckel vom Frieder.

Wirklich ein Sonnenhufchen!

Von dem Föhrenwolf drüben sticht's herüber, kohl-schwarz wie der Teufel. Und drüber rechts und links, Herrgott, hat der er auf! Dahinter wachsen zwei Euser.

Der Schauler wendet das Haupt zu Holze zurück. Es ist ihm zu früh, zu licht, zu unheimlich.

Da furt ein Windstoß durchs Geäst.

Klitsch klitsch!

Der schwarze Kerl wendet und zieht ins Gehäus hinaus.

In de m Tag hat der lateinische Affenmenschen seinen einzigen Damischauler geschossen. Aber was für einen!

Und an dem Abend sah es um Hochweisheit und Amtswürde bedenklich wackelig aus.

Hatte der Mensch einen Sauser!

Ich auch!

In der Notfuhl stehen die Brombeeren mauerbick. Wenn nicht der Wildwechsel durchsäg, wär' dort kein Bei- und Durchkommen. Und in den Brombeeren, zutiefst im Waldversteck, blüht ein Edelweiß.

Das ist das schneeweiße Damtier, das mit einem roten Kälbchen gezwillingt drüben in der Hirschlach seine übermütsvollen Jugendtage verlebte. So ganz die Farbenzusammensetzung des Schaulerwildes: das Tier schwarz, das Hirschkalb rot, das Wildkalb weiß.

Später stand das Wildkalb mit einem kleinen Trupp hinter dem Forsthaus im lichten Schlag und in der Schonung. Und wenn der Abend kam, dann traten sie auf die Wiese heraus und an den stillen Waldweiser und ästen sich. Um die Weihnachtszeit stand das Schmalter ganz beim Forsthaus. Wie drinnen die Tanne duftete und die Weihnachtskerzen flackerten und glänzten, trat das Schmalter ganz an das Hirschgeweihegeschmückte Häuschen unter den alten Eichen heran, und es nahm duftendes Hen und Kefel und Eidel vor dem Fenster auf. Von da an blieb es beim Hause und im Garten und behielt seinen Namen: Edelweiß.

Der Herbst kleidete den Wald in das bunte Kleid, und die Hirsche schrieen. Zerstampft und zerwühlt lagen die Brunnpläbe. Dann ward Ruhe da, wo das Rotwild stand, die alten Trupps traten wieder zusammen, die Leittiere übernahmen wieder die Führung, und die Hirsche rudelten sich, um bei noch guter Meinung Kräfte zu sammeln für die weiße Zeit.

Da drang ein anderer Laut durch den Forst, gänzlich ungleich dem dröhnenden Brunnstrei des Edelhirsches, des Königs von Wald und Haide. Dem Klipsen eines überladenen Magens gleich's, ein hustend Keuchen war's, des Schaulers Brunnstrei. Und die Schauler klapperten beim Brunnstrei der erregten Darite. Sie geben an Schneid dem edleren Rothirsch nichts nach.

In diesen Tagen war Edelweiß verschwunden, es hatte seinen Stand hinterm Forsthaus unter den Eichen verlassen. Am Voh-araben stand es und bei den Fuchsheden, aber es stand dort nicht allein. Der rote Schauler, der das Schmalter bei sich hatte, war ein schneidiger Kerl, schneidig und frech.

Und jetzt sitzt das Edelweiß in den Brombeeren, da, wo sie am dichtesten sind und das hochbeschlagnene Stiel vor allen neueren Blüten verbergen.

So hab' ich das Edelweiß vor wenigen Tagen noch gesehen.

Heute hat mich ein rätschender Säher wieder in die Brombeeren gelockt. Wo Herr Martolf laut wird, ist immer etwas los im Wald, oft etwas Arges, oft etwas Gutes. Diesmal ist's etwas Gutes. Denn im Bett in den Brombeeren sitzt das Edelweiß und hat zwei Kälbchen bei sich. Das eine wird rot sein, das andere wird dieselbe weiße Decke tragen wie die Mutter. Bärlich leckt das Damtier den beiden Kälbchen mit dem Weid-löffel die Decke; dann wird es aus dem Bette hoch und reicht den Hungernden die Spinne.

Im nächsten Winter steht am Forsthaus ein Kleeblatt. Das Edelweiß ist's mit seinen beiden Kälbern.

Nach Necken fallen, wenn ihre Stunde gekommen. Denn kein Kampf in der Natur ist erbitterter, als der Kampf um das Weib.

Der Kapitalkäufler in den alten Eichen steht seit dem ersten Laubfall beim Brunnstrei. Er hat manchen Strank hinter sich die Jahre her, und auch diesmal blüht er nicht ungenieidet und unangesehen Herr auf dem Brunnstrei. Jetzt aber wird er sich seiner Herrschaft freuen und keinen der anderen, vom Köppler bis zum Sauptschauler, sich ins Gehege kommen lassen, keinen.

Schreiend, so gut es dem leuchtenden Brunnstrei mit seinen unzulänglichen Stimmitteln nur immer möglich, schreiend, daß in der herblich kalten Luft der Brodem vom Geäse strömt. Ist der Kapitale dem Brunnstrei voraus in die Wiese gezogen. Da findet kein Brunnstrei Antwort. Und aus dem Holzrand drüben, aus den wogenden Nebelschleiern zieht ein Schauler heraus. Gerade auf den Brunnstrei trollt er zu, als ob's außer ihm keinen mehr auf der Welt gäbe mit wehrhaften Schaulern vor den Eusern.

Der Ja? Das ist ja nicht einmal einer von den unseren herüber! Das ist ja von den Königlichen drüben einer, einer von den Parlschaulern, die das ganze Jahr an der Mause herumhocken, wie das alte Weib an der Spittelsuppe, einer, der sich irgendwo aus den Verlattungen und Vermachungen des Parls heransgeschoben und jetzt meint, er wär's! Ei, dir will ich's zeigen! Quos ego! Drauf und dran!

Die Schauler klappern, die Drossel der Kämpfenden leucht, ein Starler wahr! kein Herrenrecht.

Daß auch gerade auf dem Plabe des Brunnkampfes die Tagwurz der alten Föhre am Boden kriechen mußte! Und solch eine Föhrenwurzel ist hart und säb. Sie gibt nicht nach und weicht und bricht nicht.

In der Tagwurz hat sich der Flabichauler mit dem Lauf, mit den Schalen verfangen. Einen Anblick nur, aber er kam doch ins Strangeln, ins Wanken.

Da traf ihn der erste Stoß. Gerade hinters Blatt, ins Leben.

Und Stoß folgte auf Stoß, daß die rote Farbe, blasiger, ver-lender Schweiß, über die Nadeln der Decke rann und rieselte.

Der Sieger trieb den Brunnstrei zurück in die Eichen und nahm, wo er gekämpft.

Wie der Wildmeister den Alten fand, war der schon steif und starr. Und unter den Eichen trieb der Sieger ein Schmalter.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Was die Großmutter erzählte.

Als ich einmal von München aus dem Baverland kam, fragte mich einer, was es dort Neues gäbe. Ich antwortete: „Nichts besonderes, mein Lieber. Aber eine schreckliche Geschichte ist passiert, nämlich der lebendige, leibhaftige Teufel ist dort aufgestanden und predigt das Wort Gottes.“ Der Klatsche es weiter und fragte hier und dort, ob dem so sei; ich bestätigte es ihm mit meiner Seelen Seligkeit. Jeder verwunderte sich. Nachdem ich aber nun die Sache einen Tag, drei, vier sich hatte herumtreiben lassen, sagte ich es ihm, daß das nämlich ein Geistlicher sei, der Teufel heiße, und ein auter, ehrlicher Mann.

Süße Täuschung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
zum Kirchhof meine Schritte lenke,
und mich so tief, so ganz hinein
in jene sel'ge Zeit versenke,
wie wir zusammen Hand in Hand
hier wandelten in stillem Webe,
da ist es mir, als ob das Band
noch immer heiter fortbestehe.

Wir gehen fort und immer fort
und schau die Gräber in der Munde,
du hast für jegliches ein Wort
und spricht es aus mit lautem Munde,
du sprichst von frühem Schlafengehn
und von der Eitelkeit der Erde
und von dem großen Wiedersehn,
das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
so rufst du aus: Wir müssen scheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
wir wußten's längst, und wollen's leiden!
Und ruhig wandle ich hinaus,
wie einst aus deines Vaters Garten,
wenn er dich heimrief in das Haus,
du aber sprachst, ich solle warten.

Sebbel.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die Dienstmädchen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Der Ausspruch Von Afibas: „Es ist alles schon dagewesen“, findet seine Bestätigung auch durch den folgenden Brief, den Hedwig, eine Tochter des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, vermählt mit dem Herzog Ulrich von Pommern-Stettin, im Jahre 1638 an einen Rat ihres Vaters schrieb. Der interessante Brief lautet: „Unseren aumstigen Gruß und sonders allen wohlgeneigten Willen zuvor. Euer herr stadthalder, euer freuntwerdtes Schreiben habe ich den 28. September wohl empfangen. Habe gerne auch daraus vernommen, daß auf mein anedig Begehr ihr mir noch ein Medlein habt umbgehört, da ich werde mit bedinnet sein und mich auf sie werde durffen verlassen. Wofür ich mich in allen Gnaden zu bedanken. Mit allen Gnaden hinwiederumb lasse ich es mich anedig gefallen, daß ihr sie beiderseits Euer Liebden Tochter zu veruch geben habt. Weil sie nur so von ein und zwanzig Jahr ist, hoffe ich doch nit, daß sie all verliebt ist; sonst würde ich sie nit lange behalten; ich verändere mich so von Herzen ungerne. Daß sie nit à la mode ist, lasse ich mich gefallen; ich zweifle auch nit, sie wird ihrer Zusage nachkommen und hinferner stille und eingesogen sich halten. Was sie von Zeuge nit fertig hat, kann sie mit andero bringen, daß sie es die leht anfertigen. Vermahnet sie hardt nochmals, daß sie ja verschwiegen ist; ich mag kein blaudern; und daß sie auch verdrachsam und willig ist, nit verdrossen und Einsage gern annehme. Verhalt sie sich so und kommt der Zusage nach, soll sie eine anedige Fürstin an mir haben. Thue Euch hiermit in den Schutz und Schirm des Allerhöchsten empfehlen, bin und bleibe usw.“

Hamburg, 1. Oktober 1638.

Aus fernen Zonen.

Araber und Kabyle. Diese 2 mohammedanische Völkerstämme bewohnen die Wüste Sahara. Zwischen ihnen gibt es eine Gemeinsamkeit, das ist ihr Mohammedanismus, und sonst gibt es nur noch Abweichungen und Gegensätze. Besonders nach Seiten des Charakters. Der Araber ist schweigsam und überleut, der Kabyle lebhaft und jähsornig. Der Araber sucht durch Phrasen zu täuschen, ist intrigant und heuchlerisch; der Kabyle läßt so auf wie nie, geht gerade auf sein Ziel los und sagt, wenn er wohl, wenn er schlimm gekonnen ist. Der Araber ist von Natur stolz, er kann aber, wenn's vorteilhaft ist, demütig bis zur Entwürdigung sein. Der Stolz des Kabulen verträgt gar keine Konzeffionen, als Bettler und als Gefangener in Ketten hört er nicht auf, stolz zu sein. Wohlthätigkeit und Großmütigkeit wären allenfalls noch gemeinsame Eigenschaften, aber der Araber gibt es selbst zu, daß er sich — beson-

ders fremden Stammesangehörigen gegenüber — hierzu zwingen muß und es nur auf Geheiß des Korans tut. Der Kabyle braucht dieses besonderen Gebotes weniger. Auch in der Lebensweise beider Völkerstämme bestehen wichtige Differenzen. Der Kabyle hat nur eine Frau; sie geht unverhüllt, ist am Tisch mit den Männern und genießt eine fast europäische Freiheit und Achtung. Die Araberin hat kein Anrecht, einzige Gattin des Mannes zu sein; sie ist ganz der Willkür ihres ehe-lichen Gebieters preisgegeben. In das Innere des Hauses eingeschlossen, darf sie nur auf besondere Erlaubnis von ihm an seinen Mahlzeiten teilnehmen, und im übrigen hat sie sich mit ihren Kindern und den Dienerinnen abzugeben. Verirrt er sie, dann mag sie sehen, was aus ihr wird. Das Geld, welches der Kabyle zum Kauf der Frau bietet, wird ihr Eigentum, damit sie im Falle einer Scheidung ein kleines Kapital besitzt. Frauen und Töchter aller Araber sind von der Erbschaft ausgeschlossen, bei den Kabulen nicht. Die Kabulen leben mehr auf allgemeinen Wohlstand, bei den Arabern sucht hauptsächlich der einzelne sich zu bereichern. Die Kabulen bestehlen sich untereinander nicht; sie bestrafen den Diebstahl in der eigenen Gemeinde sehr streng, und immer bleibt ein solcher Verbrecher bei ihnen verachtet sein Leben lang. Der Araber stiehlt, wo er was bekommt; man nimmt es ihm nicht gar so furchtbar übel und jedenfalls nicht ewig. Eine sympathische Besonderheit hat der Kabyle: sein Markort ist eine Stätte des Asyls, so aut wie jede Moschee der Araber. Der größte Verbrecher darf dort nicht gefangen genommen werden und selbst ein der Blutrache verfallener Mensch sich ungeschert seinem Feinde nahen.



Luftige Ecke.

Der Inhaber eines wohlbekannten Ladens ist ein Mann von höchst aufgeregtem Temperament, der fortwährend seine Angestellten wegen ihrer Gleichgültigkeit im Verlaufen schilt. Eines Tages hörte er, wie ein Verkäufer zu einer Kundin sagt: „Mein, wir haben schon lange keinen mehr gehabt.“ — Außerstande, ein derartiges Eingeständnis ruhig hingehen zu lassen, arbeitete er sich in seine gewohnte Wut hinein und sprach, nachdem er dem Verkäufer einen zornigen Blick zugeworfen hatte, zu der Kundin: „Wir haben reichlich in Reserve, anädige Frau, einen großen Vorrat auf Lager,“ worauf die Kundin ihn verwirrt anschaute und dann zu seinem Erstauen in ein Gelächter ausbrach und den Laden verließ. „Was hatte sie denn zu Ihnen gesagt?“ fragte der Ladeninhaber den Verkäufer. — „Wir haben lange keinen Regen gehabt,“ war die Entgegnung.

Eines Abends, als Schmidt nach Hause ging, sah er einen stark angetrunkenen Mann, der laut schrie und einem Paternosterpfahl kräftige Fußtritte verleihte. „Was ist denn los, Mann?“ fragte er den energischen Herrn. — „O, nichts,“ war die Antwort. „Lassen Sie nur. Alles in Ordnung. Ich weiß, daß sie zu Hause ist, mich kann sie nicht dumm machen. Ich seh ja, daß oben Licht ist!“

„Für wen trägst du denn das da?“ fragte Frau Gabb, als ihr Mann mit einem Trauerkoffer um den Hut nach Hause kam. — „Für deinen ersten Mann,“ antwortete Herr Gabb, „ich traure darüber, daß er gestorben ist.“

„Mein Wort, Jakob,“ sagte Steinberg, „das ist ein herrlicher Diamant, den du da in deiner Nadel hast. Wieviel hat er gekostet?“ — „Ich habe tausend Mark dafür bezahlt,“ antwortete Jakob. — „Tausend Mark! Himmel!“ schrie Steinberg, „ich hätte nicht gedacht, daß du so reich wärest!“ — „Aun, siehst du,“ entgegnete Jakob, „als mein alter Vater starb, hinterließ er tausend Mark für einen Stein zu seinem Gedächtnis — und dies ist der Stein.“

„Spielt Ihr Mann um Geld Karten?“ — „Ich glaube nicht,“ antwortete die junge Frau Torkins. „Aber die, die mit ihm spielen tun es.“

„Sie sagen, daß Sie gelegentlich eine von den Zigarren rauchen, die Ihre Frau Ihnen letzte Weihnachten schenkte?“ — „Ja, ich entzette die Asche neulich wieder, und sie find mir in meiner gegenwärtigen Lage eine große Hilfe.“ — „Wieso denn?“ — „Ich versuche, mir das Rauchen abzugewöhnen.“